

Die Zeitung von Studierenden und anderen jungen Leuten für jedermann!

Ja, die PuG ist anders! Die PuG verbindet Elemente des Internetzeitalters – Sharing, Posting, Kommentieren – mit dem Format einer klassischen Zeitung. Die PuG wirft die klassischen Rollenverständnisse durcheinander – bei uns sind die Leser die Autoren und die Autoren Leser. Verwirrend? Nur ein bisschen! Die PuG versteht sich als Forum für die Gedanken und Gefühle von Studierenden und anderen jungen Leuten zu aktuellen politischen und gesellschaftlichen Fragestellungen – und als Galerie für Eure Kunst. Wir möchten, dass junge Stimmen gehört werden! Wir haben es uns zum Ziel gesetzt, unterschiedliche und kontroverse Sichtweisen aus aller Welt einzufangen und möchten auf diese Art und Weise zum Nachdenken anregen und Diskussionen beginnen. Die Redaktion, bestehend aus Studierenden, leistet Euch bei Bedarf Hilfestellung beim Niederschreiben Eurer Gedanken und Ideen. Nutze Deine Chance und mische mit!

WIE BEITRAGEN?

Ihr studiert, seid jung oder fühlt Euch zumindest so und habt Lust beizutragen oder mehr zu erfahren, dann wendet Euch an uns.

Bitte reicht schriftliche Beiträge im doc-Format (Microsoft Word) oder einem kompatiblen Format und Bilder bzw. Fotos im jpeg-Format ein. Eine Maximalanzahl von 2000 Wörtern sollte nicht überschritten werden.

SO FINDET IHR UNS:

Aktuelle Themen, Trends und Beiträge?

Besucht uns auf Facebook: [facebook.com/wearepug](https://www.facebook.com/wearepug)

Texte hochladen?

Besucht unsere Homepage: politik-gesellschaft.com

Fragen und alles andere per E-Mail:

kontakt@politik-gesellschaft.com

WANN BEITRAGEN?

Einsendeschluss für Artikel, Fotos und Kunstwerke für die zwangziste Ausgabe der PuG ist: Dienstag, 31. Oktober 2017.

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser!

Seit unserer letzten Ausgabe im Dezember 2016 ist viel passiert in der Welt. So viel, dass wir uns diese Mal nicht auf ein einziges Schwerpunktthema beschränken wollten. Stattdessen hoffen wir, die Vielfalt der politischen und gesellschaftlichen Ereignisse in unseren Artikeln widerzuspiegeln. Vielfältig sind jedenfalls auch wieder Herkunft und Professionen unserer Autorinnen und Autoren. Seid gespannt!

Viele Europäerinnen und Europäer haben in den letzten Monaten immer wieder in Demonstrationen und Versammlungen zum Ausdruck gebracht, dass sie vom europäischen Projekt überzeugt sind. Die Veranstaltungen wurden u. a. von der „Pulse of Europe“-Bewegung organisiert. Sie sind auch eine Reaktion auf die Politik Donald Trumps. Die Teilnehmer scheinen begriffen zu haben, dass Europa sich auf seine Stärken berufen und Geschlossenheit zeigen muss, gerade wenn weltweit Krisen ent- und bestehen – und der große Bruder jenseits des Atlantiks Verantwortung abgeben will. Ob es dafür ausreicht, mit blau-gelben Fahnen ausgestattet hin und wieder ein nettes Get-together zu besuchen, ist eine der Fragen, mit denen sich unser Autor Lukas Posch auseinandersetzt (S.9).

Das Schicksal Europas ist daneben Thema eines weiteren Artikels. Unser mittlerweile altgedienter Autor David Kelly aus Schottland beleuchtet im Rahmen seiner messerscharfen Analyse (S.10), Chancen und Risiken, die sich aus der Wahl Emmanuel Macrons zum neuen französischen Staatspräsidenten für sein Land und für Europa ergeben. Die Gefahr in konkreter Gestalt von Marine Le Pen

mag fürs Erste gebannt sein – die Gefahr populistischer Bewegungen, die ihre giftbringende Saat in jene Furchen säen, die die soziale Ungerechtigkeit gerissen hat, ist es nicht.

Kann man „den Medien“ noch Glauben schenken? Der Populismus bewegt nicht nur die Politik. Auch viele Medien berichten reißerisch, scheinen sich im Zweifel für die umsatzbringendere Schlagzeile zu entscheiden. Lassen auch Medien hin und wieder einmal „alle Fünfe gerade sein“? Es kursieren Stichworte wie „Medienaktivismus“ und „fake news“. Wie die Weltreligion Islam im Vorlauf und im Zuge der Flüchtlingskrise von den deutschen Medien porträtiert wurde und welche Folgen auch diese Berichterstattung zeitigt, führt unser Autor Omid Bechmann in seinem meinungsstarken Artikel (S. 3) aus. Unsere Titelfautorin Oonagh Mannix, Doktorandin am europäischen Synchrotron im französischen Grenoble, nähert sich dem Phänomen „fake news“ von wissenschaftlicher Seite.

Wie stets finden sich auch in dieser Ausgabe nicht nur politische oder gesellschaftliche Inhalte. Stolz sind wir auf unseren Kunstteil am Ende der Ausgabe. Dieser wartet mit Gedichten, einer Kurzgeschichte und dem zweiten Auszug aus dem bisher unveröffentlichten Roman unseres Autors Sven-Erik Green auf.

Im Namen der gesamten Redaktion möchten wir uns herzlich bei allen Autorinnen und Künstlern bedanken, die wieder hervorragende Arbeit geleistet haben. Unseren Lesern wünschen wir viel Spaß beim Lesen der 19. Ausgabe der PuG!

Eure PuG-Redaktion

Folgt uns auf [facebook.com/wearepug](https://www.facebook.com/wearepug)

PuG - The Newspaper by Students and other Young People for Everyone!

Yes, PuG is different! PuG combines internet-age sharing, posting, commenting features with an old-school newspaper style. PuG disarranges the classical roles of “writers” and “readers” – here Readers *are* Writers and Writers *are* Readers. Confusing? A little, but no too much! PuG sees itself as a forum for students’ and young peoples’ thoughts and feelings about current political and societal issues – and as a gallery for your pieces of art. We want to make young voices heard. Our aim is to capture different and controversial points of view from all over the world in order to initiate debate and thought exchange. The Editorial Team, made up by students, guides and supports you in sharing your ideas and thoughts. Take your chance and get involved!

HOW TO CONTRIBUTE?

You are a student, you are young or you’re feeling as if you were and you are interested in contributing or getting any further information on PuG, please get in touch with us.

Written contributions should be handed in Microsoft Word .doc or compatible format, and be no longer than 2.000 words; pictures should be in .jpeg format.

THAT´S HOW YOU ARE GOING TO FIND US:

Recent topics, trends and texts?

Visit us on Facebook: [facebook.com/wearepug](https://www.facebook.com/wearepug)

Upload texts?

Please use our uploading tool on: politik-gesellschaft.com

Questions and everything else via e-mail:

kontakt@politik-gesellschaft.com

WHEN TO CONTRIBUTE?

Submission deadline for articles, photos or pieces of art you would like to have published in PuG’s eighteenth edition will be: Tuesday, 31 October 2017.

Dear Readers and Friends,

Much has happened since our last issue was published in December 2016. So much that we did not want to limit this issue to one main subject. Quite on the contrary, we hope that our articles manage to mirror the great variety of events that shaped the last 6 months. In any case, you will find that our authors are of as varied and interesting professions and backgrounds as ever – something we are very proud of. So there’s much to look forward to!

Over the last couple of months scores of Europeans have been expressing their loyalty to the common ‚European project‘; attending manifestations and gatherings organised, amongst others, by the ‚Pulse of Europe‘ movement. To some degree these events are a reaction to Donald Trump. The participants seem to have understood that in times of worldwide crisis and a retreating US, Europe must demonstrate strength and unity. Whether it’ll be enough for Europeans to wave blue and yellow flags and attend cheerful get-togethers, is one of the questions posed by our author Lukas Posch (p. 9).

Europe’s destiny is also the topic of another article. Our long-serving author David Kelly from Scotland offers a sharp analysis of the chances and risks flowing from Emmanuel Macron’s election as French President, for his country and for Europe as a whole (p. 10). The immediate threat embodied by Marine Le Pen may have been banished – the more general threat posed by populist movements,

infecting the societal wounds cut open by social injustice, is not.

Can we still trust ‚the Media‘? Populism not only affects politics. Also in television, newspapers and other media sensationalism and catering to the taste of “the masses” have become the new standards for judging what’s “good”. In case of doubt the bestselling headline will almost invariably beat authenticity, it seems. How much do the media still value truth? ‚Media activism‘ and ‚fake news‘ have become buzzwords. Our author Omid Bechmann analyses how Islam has been portrayed by German media before and during the so-called ‚refugee-crisis‘ and the consequences this type of reporting has led to (p. 3). Our front-page-author Oonagh Mannix, PhD student at the European synchrotron in Grenoble, approaches the phenomenon of „fake news” from a scientist’s perspective.

As always, PuG No. 19 not only features articles on political or societal issues. We are also proud of our arts section on the final pages of this issue. Aside from intimate poems and a short story it also has the second extract of Sven-Erik Green’s yet unpublished novel in store for you.

On behalf of the entire Editorial team we would like to thank all our authors and artists who have done a great job again. And to you, our readers, we say: We’re excited that PuG No. 19 has found its way to you. Enjoy your read!

Your Editorial Team

GESELLSCHAFT

Die Geister, die wir riefen

Wie die „Flüchtlingskrise“ unsere Doppelmoral offenlegt.

Was wir denken, beeinflusst unsere Sprache. Und weil Sprache unser Handeln lenkt, muss der, der sich auf die Suche nach den Geistern, die wir riefen, macht, bei unserer Sprache anfangen. Wie kann es sein, dass in Deutschland „plötzlich“ Asylunterkünfte brennen, während die Mehrheit der Gesellschaft hilf- und ratlos mit den Schultern zuckt?

Wie die Saat gelegt wurde...

Im Jahre 2007 veröffentlichte das „Nachrichtenmagazin“ DER SPIEGEL eine Serie an Leitartikeln und Covers, die den Ton der Debatte um den Umgang mit dem Islam in Deutschland nachhaltig beeinflussen sollten. „Mekka Deutschland: Die stille Islamisierung“ war da zu lesen, oder auch: „Der Koran: Das mächtigste Buch der Welt“. Sämtliche Cover wurden auf schwarzem Grund gedruckt, um die Drohkulisse auch bildlich zu untermalen. Später durfte man auf der SPIEGEL-Titelseite lesen: „Allahs rechtlose Töchter: Muslimische Frauen in Deutschland“. Auch der Stern („Wie gefährlich ist der Islam?“) und der Focus („Das hat mit dem Islam nichts zu tun. Doch!“) beteiligten sich. Als die diskriminierende, Ausgrenzung fördernde Atmosphäre der Diskussion in Gewalttätigkeiten umschlug, waren es die Geister und nicht ihre Beschwörer, die man als „geistige Brandstifter“ bezeichnete. Leider genügte das nicht, um die Büchse der Pandora wieder zu schließen. Der Rahmen des Sagbaren hatte sich schleichend verschoben, während Deutschland im kollektiven Rausch unter dem Slogan der Fußballweltmeisterschaft „Die Welt zu Gast bei Freunden“ den neuen ungezwungenen Umgang mit der eigenen Identität feierte.

Auf einmal wurde darüber diskutiert, ob die Nationalspieler – im Grunde ging es ausschließlich um diejenigen mit Migrationshintergrund – nicht zum Zeichen der Identifikation mit Deutschland die Nationalhymne mitsingen müssten; eine in den 1990ern noch unvorstellbare Debatte. Wie konnte man stolz die Hymne eines Landes singen, das vor gerade einmal 50 Jahren Menschen Leid auf eine Weise zugefügt hatte, wie es in der Geschichte der Menschheit noch nicht geschehen war? Auf diese Weise wurde von reaktionären Leitmedien eine Debatte angestachelt, in der Deutsche und muslimische Migranten aus dem Nahen Osten gegeneinander ausgespielt wurden (SPIEGEL: „Papst contra Mohammed: Glaubenskampf um den Islam, die Vernunft und die Gewalt“).

So nahm die Polarisierung und Spaltung der Gesellschaft ihren Lauf:

„Indem die Nazis irgendjemanden – ein Land, ein Volk, eine Menschengruppe – öffentlich mit dem Tode bedrohten, brachten sie es zustande, dass nicht ihre, sondern seine Lebensberechtigung plötzlich allgemein diskutiert, das heißt in Frage gestellt wurde. Jeder fühlte sich auf einmal bemüßigt und berechtigt, sich eine Meinung über die Juden zu bilden und zum Besten zu geben. Man machte feine Unterscheidungen zwischen ‚anständigen‘ Juden und anderen; wenn die anderen gleichsam zur Rechtfertigung der Juden – Rechtfertigung wofür? Wogegen? – ihre wissenschaftlichen, künstlerischen, medizinischen Leistungen anführten, warfen ihnen die anderen genau das

vor: Sie hätten Wissenschaft, Kunst, Medizin ‚überfremdet‘.“

So beschreibt Sebastian Haffner, Chronist der Jahre 1933 bis 1945, die Propaganda der Nationalsozialisten im Frühjahr 1933 in seiner „Geschichte eines Deutschen“. Dazu passt die Rede des deutschen Papstes Benedikt XVI., der im Jahre 2006 in Auschwitz vom deutschen Volk schwadronierte und es als von „einer Schar Verbrechern mit lügnerei-

schaft, die nach einigen hundert Jahren voller Diskriminierungen für die Juden in den Holocaust durch die Deutschen mündete? Die Schamlosigkeit dieser Verbrüderung gegen den gemeinsamen Feind „Islam“ lässt einen sprachlos zurück. Der Begriff der christlich-jüdischen Wertegemeinschaft wurde ab 2010 vornehmlich von Horst Seehofer geprägt, dem Mann, dem als Antwort auf den Anschlag auf den Weihnachtsmarkt an der Berliner Gedächtniskirche nichts Widerlicheres einfiel, als zu



schen Ver-sprechungen [...] zum Instrument ihrer Wut des Zer-störens und des Herrschens gebraucht und missbraucht“ beschrieb.

... und wie sie aufging.

In dieser Atmosphäre war es im Jahre 2007 gar nicht mehr nötig, die Muslime mit dem Tod zu bedrohen. Es genügte bereits, ihre „Existenzberechtigung“ in Deutschland anzuzweifeln. Wer erinnert sich noch an die Reaktionen auf die Banalität, die Christian Wulff sich nicht zu schade war, festzustellen: „Der Islam gehört zu Deutschland.“ Seine politischen Gegner waren in der Folge schamlos genug, auf die sogenannte „christlich-jüdische Wertegemeinschaft“ Europas zu verweisen, deren Erfindung allein der Ausgrenzung und Spaltung diente: Oder meinten diese geistigen Brandstifter wirklich eben jene christlich-jüdische Wertegemein-

schafft, die nach einigen hundert Jahren voller Diskriminierungen für die Juden in den Holocaust durch die Deutschen mündete? Die Schamlosigkeit dieser Verbrüderung gegen den gemeinsamen Feind „Islam“ lässt einen sprachlos zurück. Der Begriff der christlich-jüdischen Wertegemeinschaft wurde ab 2010 vornehmlich von Horst Seehofer geprägt, dem Mann, dem als Antwort auf den Anschlag auf den Weihnachtsmarkt an der Berliner Gedächtniskirche nichts Widerlicheres einfiel, als zu

lassen. Es waren die damaligen Diskursführer innerhalb und außerhalb der Spitzenpolitik, die ohne Not den Brand legten, dessen lodernde Flammen heute als Resultat geistiger Brandstiftung tituliert werden. Heute will es keiner gewesen sein.

Scheingefechte einer Macho-Gesellschaft

Es gibt eine weitere Dimension des Problems: Bis heute ist es nicht gelungen, die Selbstgerechtigkeit aus der Debatte um den Islam und die Geflüchteten zu entfernen. Sie spiegelt sich in der oben beschriebenen scheinbaren Auseinandersetzung mit dem gesellschaftlichen Reizthema „Islam“ wider. In der Tat sind die muslimischen Geflüchteten (DER SPIEGEL: „Flüchtlinge, Aussiedler, Asylanten: Ansturm der Armen“) nichts anderes als eine Projektionsfläche, auf die der gemeine Deutsche seine eigenen gesellschaftlichen Defizite projizieren kann, um sein schlechtes Gewissen zu befriedigen, ohne sich selbst zu hinterfragen und aus der Komfortzone zu bewegen. Hat der Flüchtling denn überhaupt ein mit der Gesellschaft konformes Frauenbild? In Europa erlebt jede fünfte Frau im Laufe ihres Lebens sexuelle Gewalt, jede dritte Frau körperliche Gewalt. Es gibt kaum weibliche Vorstände in Großunternehmen. Täglich suchen in Deutschland über eine Million Männer ein Bordell auf. An dieser Stelle sei auch an einen Lehrenden meiner Hochschule erinnert, der einer Studentin völlig folgenlos anbot, seinen Gewahrsam in ihren Gewahrsam „reinzuschieben“. Wären die geflüchteten Männer also tatsächlich so sexistisch, wie ihnen das AfD-Stereotyp unterstellt, so würden sie sich, zynisch formuliert, gut in unsere deutsche Macho-Gesellschaft einfügen.

Nach unten treten, nach oben buckeln.

Wie viel Hochmut haben wir in den nur knapp 20 Jahren entwickelt, seitdem wir die Vergewaltigung auch in der Ehe unter Strafe gestellt haben? Wollen wir uns um unsere eigenen Probleme überhaupt kümmern? Nein, auf die Flüchtlinge zu zeigen, das ist deutlich angenehmer. Auf dem moralischen Hochsitz haben wir es uns allzu gemütlich eingerichtet. Wie sich das wohlhabendste Land in Europa, das jährlich 9,1 Milliarden Euro für seine Haustiere ausgibt, anstellt, 20 Milliarden Euro in die Weiter-, Ausbildung und Unterbringung von knapp 900.000 Geflüchteten zu investieren – wobei interessanterweise meist unterschlagen wird, dass allein im Jahr 2015 knapp eine Million Deutsche das Land verlassen haben – ist mehr als beschämend. Es ist Kennzeichen einer überindividualisierten Gesellschaft, die auf die Lügen der Neoklassik hereingefallen ist, Kennzeichen einer Gesellschaft, die gelernt hat, an sich selbst zu denken, weil dann ja an alle gedacht ist, Kennzeichen einer Gesellschaft, in der jeder nur seine eigenen (vermeintlichen) Interessen wählt, obwohl die Demokratie dereinst mit dem Anspruch angetreten war, das Protektorat der Minderheit unter der Herrschaft der Mehrheit zu konstituieren. Dr. Oliver Nachtwey beschreibt den Individualismus des Neoliberalismus in seinem aktuellen Buch „Die Abstiegs-gesellschaft: Über das

Der Geisterbeschwörer: Wer es nicht lassen kann, unmittelbar nach einem Unglück aus diesem politisches Kapital zulasten einer Minderheit in der Bevölkerung zu schlagen, darf in der säkularen, postnationalsozialistischen Politik keinen Platz haben. In diesem Sinne ist für die Bundestagswahl dieses Jahr ganz klar: Wer der CDU seine Stimme gibt, wählt auch einen offenen Populisten, Scharfmacher und Menschenfeind. Doch wie sagte Barack Obama jüngst in Mailand: „Die Leute haben die Politiker, die sie verdienen.“

Es greift also zu kurz, mit dem Finger auf die Trumps, Le Pens und AFDs zu zeigen. Sie sind Produkt eines reaktionären Diskurses, den wir in seiner Ausprägung, nämlich pauschalisierend menschenverachtend, als Gesellschaft zu lange haben tatenlos geschehen

Fortsetzung auf Seite 4

Fortsetzung von Seite 3

Aufbegehren in der regressiven Moderne“ folgendermaßen:

„Anders als vielfach erwartet, ist es durch die Individualisierung nicht zu einer allgemein gesteigerten Autonomie und auch nicht zu einer größeren Vielfalt der Lebensformen gekommen. Denn wirkliche Autonomie würde sich darin ausdrücken, dass die Individuen einen Lebensstil wählen können, der gesellschaftlichen Normen zuwiderläuft. Am Ende hat sich die Individualisierung in ein emotional erkaltetes Anspruchssystem und das lebenspraktisch angestrebte Ideal der Selbstverwirklichung zur Ideologie und Produktivkraft verkehrt.“

Das erkaltete Anspruchssystem manifestiert sich in der Forderung der Assimilation der Flüchtlinge. Leise soll die Kopftuchmutter für ein kümmerliches Gehalt das Treppenhaus und die Toilette putzen, während der eigentlich hochqualifizierte Frauenverächter Straßen baut, ohne dabei Ansprüche zu stellen. Das ist die Einwanderung, wie sie implizit gefordert wird. So tritt der seit der Agenda 2010 abrutschende Mittelstand lieber nach

unten, als den Reichen oben in die Taschen zu greifen. Währenddessen durfte er in den Zeitungen erst lesen, dass 120 Menschen so viel besitzen wie die ärmere Hälfte der Welt; später waren es 60.

Mittlerweile besitzen acht Milliardäre so viel wie die ärmere Hälfte der Gesellschaft. Gleichzeitig fliegt uns die Biosphäre um die Ohren. Die Indolenz, die wir an den Tag legen, um die Zerstörung unserer natürlichen und gesellschaftlichen, somit auch diskursiven Lebensräume zu ertragen, beschreibt Roger Willemsen treffend in seinem letzten Werk „Wer wir waren“: „Die Welt altert in Schüben. Wir bestimmen die Dynamik ihres Alterns mit. Gerade altert sie erheblich, denkt sich aber immer neue Bequemlichkeiten aus, geeignet, dies Altern unfühlbar erscheinen zu lassen. Woher nehmen wir nur all unser Nichtwissen? Aus der Ignoranz weniger als aus der Ironie, sie bildet eine Immunschicht des Uneigentlichen gleichermaßen vor dem Ernst der Verhältnisse wie vor der Moral der Konsequenz.“

Wir müssen endlich umdenken!

So stehen wir bis zum Hals in den Scherben des Kapitalismus und die Scharfmacher schreien mit der letzten Luft: „Der Moslem ist gefährlich.“ Richtig: Diejenigen, die jetzt hierherkommen, müssen Schuld an der Misere haben. „Ja, wir wussten viel und fühlten wenig. Hörten es und häuften mehr Informationen an. Als brauchten wir zum Handeln einen neuen Klimabericht, einen neuen Schadensbericht über die Weltmeere, den Regenwald, die grassierende Armut. Aber aus all den Fakten ist keine Praxis entsprungen, die auf der Höhe der drohenden Zukunft wäre“, analysiert Willemsen weiter. Und so klammern sich unsere Gesellschaften an die Populisten, die ihnen die moralische Verantwortung für den Wahnsinn des letzten Jahrhunderts von den Schultern nehmen und Anzeichen von Stabilität im Sinne eines reaktionären Konservatismus vermitteln: „Der Klimawandel ist eine Lüge.“ „Wir bauen einer Mauer und alles bleibt so, wie es ist.“

Wir brauchen dringend gesellschaftliche Debatten darüber, inwiefern sich jeder selbst einschränken kann, um dem Anderen Freiräume zu überlassen, die dieser selbstständig gestalten kann. Außerdem benötigen wir das Bewusstsein, dass Kultur, die friedliches Zusammenleben garantiert, eine brüchige Decke ist, deren Aufrechterhaltung anstrengend ist und Einsatzes bedarf. Dafür müssen wir aber an unserem Denken und unserer Sprache arbeiten. Vielleicht können wir dabei ja etwas von den Geflüchteten lernen – zum Beispiel in Form von Demut.

Omid Bechmann
- Bucerius Law School -

Illustration:
Charlotte Götzke
- Hochschule für Angewandte
Wissenschaften Hamburg -

Weitere Illustrationen von Charlotte Goetzke findet Ihr auf ihrer Homepage www.charlotte-goetzke.de

Künstliche Intelligenz, menschliche Ohnmacht

Wie wir mit K.I. unsere eigene M.I. wiederentdecken können.

Wenn es um die Zukunft der künstlichen Intelligenz (K.I.) geht, machen wir vor keinen Horrorszenarien halt. Die Szenarien folgen immer aus einem aus anderen Angstfantasien bekannten Muster: Erst lernen die Maschinen von uns, dann nehmen sie uns den Job weg und am Ende sogar die Geliebte. Letzteres ist laut des K.I.-Experten David Levy tatsächlich denkbar, denn ihm zufolge wären Roboter beispielsweise für alte oder kranke Menschen geeignete Partner. Uns alten Analogon ist in diesem Szenario lediglich eine Zuschauerrolle zugeschrieben. Wie sehr ist diese Angst gerechtfertigt und sind wir wirklich passive Beobachter dieser Entwicklungen?

Zu einer der bekanntesten Anekdoten im Bereich der K.I. gehört die Geschichte von Robert Epstein und dem Chat-Bot Ivana. Da chattete Professor Epstein, Psychologe, Computerwissenschaftler und einer der Vordenker im Bereich K.I. über Monate mit einer gewissen Ivana, von der er glaubte, dass sie eine gutaussehende russische Dame sei, die ebenfalls auf der Suche nach einem Partner wäre. Doch dann kam es, wie es kommen musste: die osteuropäische Dame war eine Software, und der Computerwissenschaftler düpiert.

Die Moral von der Geschichte gibt es in zwei Versionen. In Version Nummer eins, der offensichtlichen, ist Ivana ein verblüffendes Beispiel dafür, wie menschenähnlich Chatbots bereits kommunizieren können. Die Maschine wird immer menschlicher. Ob dies wirklich schon ein Indiz dafür ist, dass Maschinen „uns mit ihrer Intelligenz“ überholen, wie Christoph Kucklick diese Anekdote in seinem Buch „Die granulare Gesellschaft“ schreibt, ist eine andere Frage.

Interessant ist, dass diese Anekdote noch eine zweite Lehre liefert, eine, die wir in den Debatten um die Mensch-Maschine-Interaktion übersehen. Es ist nicht nur die Maschine in Form von Ivana, die erstaunlich menschlich war. Es ist auch der Mensch in Form von Robert, der durch wenig Input ein schnelles unkritisches Urteil fällte, der also erstaunlich maschinell agierte. Das ist nicht nur ein Algorithmus, der so clever ist wie Robert. Da ist auch ein Robert, der so reflexionsarm agiert wie ein Compu-

terprogramm. Robert Epstein wählte sich in menschlicher Gesellschaft, weil die Erwartungen an diese so gering waren. Hätte er die Dame auf Blinýs eingeladen oder sie gar angerufen, wäre der Schein erloschen. Am anderen Ende der Leitung ist niemand. Mensch und Maschinen treffen sich also in der Mitte. Was sind die Mechanismen dahinter?

Die „Menschine“ ist programmierbar

Der erste Mechanismus besteht darin, dass wir mehr und mehr programmierbar werden. Diese Programmierbarkeit zwingt uns immer mehr in ein maschinelles Menschenkorsett, ohne es wirklich zu merken. „Techno-social engineering“ nennen das die Autoren Selinger und Frischmann, zwei der führenden Experten im Bereich „Gesellschaftliche Auswirkungen der künstlichen Intelligenz“. Im „techno-social engineering“ werden technologische mit sozialen Werkzeugen kombiniert genutzt, um im Web unser menschliches Verhalten zu beeinflussen, an den richtigen Stellen zu „nudgen“ oder sogar neu zu konstruieren. Ivana ist dafür nur ein sehr primitives Beispiel, auch wenn sie immerhin das komplexe Gefühl eines erotischen Interesses ausgelöst hat.

Ein ganz anderes Level aber wird erreicht, als Facebook 2014 in einem gigantischen sozialen Experiment die Gefühle von 700.000 Nutzern verändert. In diesem „Mood Manipulation Experiment“ sahen die ausgewählten Nutzer verzerrte Facebook-Einträge ihrer Freunde und reagierten entsprechend mit angepassten Emotionen. Dann, im Dezember 2016, beschrieb ein Artikel im schweizerischen Magazin „Das Magazin“ erstens, wie wenige Likes genügen, um eine Einschätzung über eine Person zu treffen (10, um besser als seine Arbeitskollegen zu sein) und zweitens, wie sich dadurch ein „Mikrotargeting“ ermöglichen lässt, welches die Wahl in den USA beeinflusst haben soll. In beiden Experimenten ließ sich der User programmieren.

Dabei ist „techno-social engineering“ per

se nicht das Problem: Jede Kultur lebt davon, bestimmte Normen zu formen oder bestimmtes Verhalten zu belohnen. Auf der Arbeit, in der Schule, selbst in der Familie findet auch eine Art „engineering“ statt. Während wir uns aber von anderen Bereichen, wo Verhalten geformt wird, auch distanzieren können, weil sie eben nur ein Ort sind, ist beim digitalen „techno-social engineering“ die Präsenz totaler. Offline zu sein, wird immer mehr zu einer absurden, kaum durchsetzbaren Vorstellung. Die digitale Sphäre ist eben kein Ort, sondern vielmehr ein Filter der sich zwischen uns und die Umwelt legt und eine „digiloge“ Welt konstruiert, wie der zweite Mechanismus zeigen wird.

Die „Menschine“ ist über Schnittstellen an die Umwelt montiert

Der erste Mechanismus zeigt, wie Programmierbarkeit möglich gemacht wird, der zweite Mechanismus baut darauf auf und geht eine Stufe weiter. Nicht nur Verhalten wird geformt, wir verlagern auch unsere Erlebnis- und Erfahrungsräume in die digitale Sphäre. Und ermöglichen damit, dass sich unsere Wahrnehmung filtern lässt.

Als um die Jahrtausendwende die ersten Kochshows im Fernsehen liefen, bestand der Clou in den Augen der Produzenten darin, dass man sich danach die Rezepte mailen lassen konnte. Doch daran hatte fast niemand Interesse. Denn: Es ging gar nicht um das Nachkochen. Es ging den Zuschauern nur darum, anderen beim Kochen zuzusehen. Heute ist uns das allen klar: Wir schauen uns in Realityshows an, wie andere leben, in „Lets Play“-Videos, wie andere gamen und in „Unboxing“-Videos, wie andere neue Produkte auspacken, z. B. Sneakers oder Platten, und finden das zutiefst befriedigend.

Der Philosoph Robert Pfaller gruppiert diese Phänomene unter dem Begriff „Interpassivität“. Interpassivität bedeutet, die Handlungen, die uns Genuss versprechen, zu delegieren und auf Externes zu ver-

schieben. Zum Beispiel auf die Kamera. Sie genießt an unserer Stelle den Blick auf den Strand, das Meer oder die Sehenswürdigkeiten. Dazu gehört auch der notorische Zwang, erstmal ein Foto vom Essen zu schießen. Wir müssen zwar immer noch selbst essen, aber die Kamera isst zuerst, wie es der Internetforscher Robert Simanowski so schön sagt. Unser wahrer Genuss ist dann der Like-Button.

Für Pfaller ist der Grund dahinter der folgende: Das Individuum will nicht mit dem ultimativen Genuss konfrontiert werden, es schützt sich geradezu vor echter Anteilnahme. Irgendwo zu sein, live und direkt, wo man nicht jeden Tag ist, scheint im Sinne der Interpassivität manchmal schlicht und ergreifend zu viel, zu intensiv für uns zu sein und uns zu verletzbar zu machen.

Diese Begründung kann man kaufen, muss man aber nicht. Wichtig ist: Wir schieben durch dieses Phänomen der Interpassivität Zwischenebenen in unsere Erlebniswelt. Wie die Kamera, das Chatprogramm, das Unboxing-Video. Der Genuss wird schon vorverdaut. Diese Zwischenebenen ermöglichen es dann durch „techno-social engineering“ gestaltet zu werden und damit Output und Input zwischen Menschen und ihrer sozialen Umwelt zu steuern. Und genau dies ermöglichte es auch dem Chatbot Ivana, Schmetterlinge im Bauch des Computerwissenschaftlers auszulösen. Die Unterhaltung fand auf einem Chatkanal statt, der die Unterschiede zwischen Bot und Mensch verschwinden ließ. Wie eine Maschine können wir uns programmieren lassen, weil wir über weitere Maschinen durch Schnittstellen und Produktionsabläufe an unsere Umwelt montiert sind.

(Fortsetzung folgt...)

Hans Rusinek

Der Autor ist Innovationsberater bei „Sturm und Drang“ und arbeitet hauptsächlich an der Entwicklung nutzerzentrierter Geschäftsmodelle inmitten der digitalen Transformation.

Der Beitrag wurde erstmalig am 8. März 2017 auf der Internetseite des Alexander Humboldt Instituts für Internet und Gesellschaft veröffentlicht.



FeministIn sein, ist ein Auftrag

... und Gleichberechtigung kein Privileg der Frauen.

FeministIn zu sein, ist in Mode. Was das eigentlich bedeutet, ist in der akademischen wie in der gesellschaftlichen Debatte heillos umstritten: Sind FeministInnen nun für Sexarbeit oder gegen Prostitution? Sollte es verpflichtende Quoten für Frauen in der Privatwirtschaft oder in politischen Gremien geben? Hilft die Entlohnung von Hausarbeit durch den Staat der Gleichberechtigung oder nicht?

Diese Debatte innerhalb der Frauenbewegung ist wichtig. Doch so wie sie geführt wird, läuft sie Gefahr, abgehoben und kleinlich zu wirken.

Das Kreisen der FeministInnen um sich selbst

In den Diskussionsrunden zum Thema Gleichberechtigung, die ich derzeit erlebe, sitzen in der Regel weibliche Führungspersonen. Sie geben ein wichtiges Zeugnis des harten Weges ab, den sie gehen mussten, um an ihr Ziel zu gelangen. Sie berichten von den Widerständen, denen sie begegneten, als sie die höchsten gesellschaftlichen „gläsernen Decken“ durchbrachen; von den Schwierigkeiten sich die Kindererziehung mit einem gleichermaßen beruflich erfolgreichen und ambitionierten Partner gerecht aufzuteilen oder in männlich geprägten Unternehmenskulturen ernstgenommen zu werden. Gleichzeitig dienen sie ihrem Publikum als Vorbilder: Trotz aller Widerstände, so die Botschaft, können Frauen in Deutschland heute Karriere machen, Unternehmen, Zeitungen und Parteien führen.

Das Problem mit diesen Veranstaltungen ist, dass sie oft nur um sich selber kreisen: Vor einem Publikum ausgewählter Frauen (in den Fällen, die ich erlebt habe: Studentinnen oder die Mitglieder eines Frauennetzwerks) sitzt ein Kreis weiterer ausgewählter Frauen, die zwar zurecht klagen und doch scheinbar übersehen, auf welch hohem Niveau sie dies

tik, Naturwissenschaften und Technik), wo deutschen Unternehmen laut MINT-Frühjahrsreport 2017 des Instituts der deutschen Wirtschaft Köln aktuell 237.500 Arbeitskräfte fehlen. Längst wollen Unternehmen und Institutionen Frauen nicht mehr nur anlocken, um ihr Image zu verbessern oder Quoten zu erfüllen. Angesichts dieser Zahlen können Sie es sich einfach nicht mehr leisten, junge Frauen zu vergraulen. Die gewachsene Einsicht lässt sich auch an Aktionen, wie dem bundesweiten „Girls Day“, der Mädchen Ausbildungen und Studiengänge in den Bereichen IT, Handwerk, Naturwissenschaften und Technik schmackhaft machen soll, ableiten.

Somit verbindet die Damen im Publikum und auf dem Podium eines: dass sie keine Angst vor dem nächsten Gang zur Bank haben – und das Arbeitsamt aller Wahrscheinlichkeit nie von innen werden sehen müssen. Sollten sie in ihrer beruflichen Laufbahn doch einmal vor einem Behördenmitarbeiter landen, von dem sie dringend eine Leistung benötigen, werden sie ihm ihr Anliegen in perfektem Akademikerdeutsch differenziert darlegen und vermutlich noch die ihren Anspruch begründenden Paragraphen zitieren können.

Die blinden Flecke der Gleichberechtigungsdebatte

Diese überspitzte Darstellung offenbart den blinden Fleck der in Deutschland geführten Debatte über Gleichberechtigung und des hier (öffentlich) gelebten Feminismus: Übersehen oder übergangen wird häufig, dass die gegebenen gesellschaftlichen Strukturen nicht nur Frauen und nicht alle Frauen gleich stark benachteiligen. Die menschliche Geschichte hat nämlich nicht nur das weibliche Geschlecht immer wieder auf die Rückbank verbannt und zur passiven Teilhabe am Weltgeschehen verdammt. Vielmehr sind auch zahlreiche andere soziale Gruppen in den Schaltzellen der Politik, der Privatwirtschaft

und der Wissenschaft traditionell unter- bis gar nicht repräsentiert und bei vielen läuft die Aufholjagd noch um Einiges

schleppender als bei uns Frauen.

Wie viele Dax-Vorstände mit Migrationshinter-

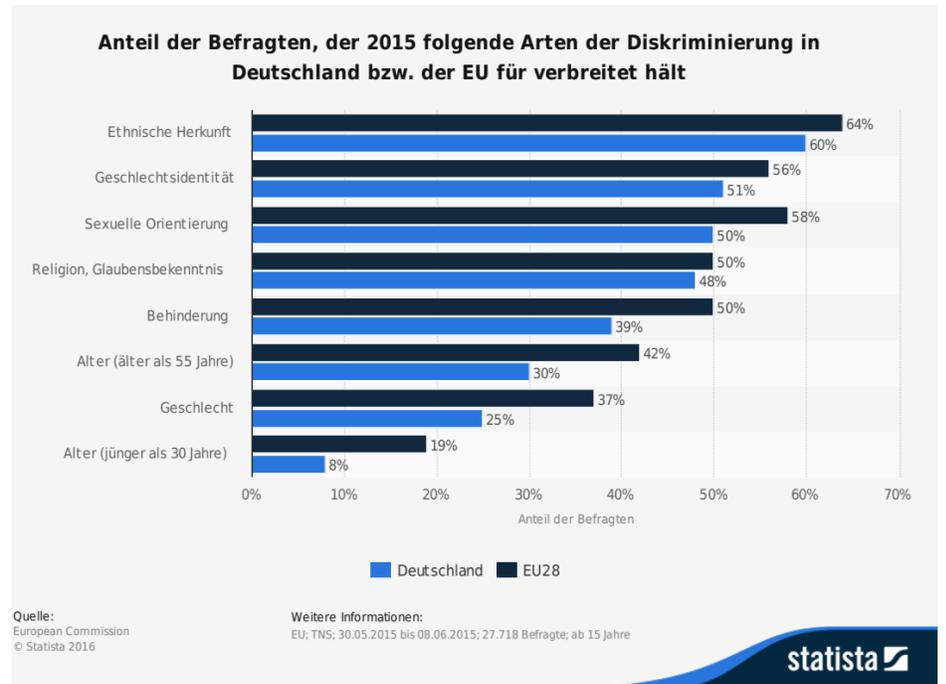
grund fallen Ihnen spontan ein, die in deutschen Unternehmen aufgestiegen sind – also nicht aus dem Ausland angeheuert wurden, nachdem sie dort ihre Expertise bereits bewiesen hatten? Wie viele Führungspersonen mit offensichtlichen Behinderungen sind Ihnen bekannt, ob aus dem öffentlichen Leben oder aus ihrer eigenen Erfahrung am Arbeitsplatz? Und auch Fragen bzgl. der Erfolgsaussichten von Kindern aus den sog. bildungsferneren bzw. wirtschaftlich schwächeren Schichten mögen in Deutschland zwar weniger brennen, als etwa in Großbritannien oder Frankreich; sie sind aber keineswegs ge-

klärt.

Vielleicht sind die Probleme mancher sozialer Gruppen auch einfach so grundlegend, dass eine Diskussion über Führungspositionen realitätsfern erschiene. So müsste man vielleicht dringender darüber debattieren, wie man den überdurchschnittlichen Anteil

FrauenrechtlerInnen sollten auch für die Rechte der Anderen kämpfen

Selbst diejenigen FrauenrechtlerInnen, die Quotenregeln allgemein ablehnen, sind sich zumeist einig, dass sich Gleichberechtigung nur durch eine Interessenvertretung in der Form tatsächlicher Teilhabe und Mitgestal-



der Menschen mit Migrationshintergrund an den Arbeitslosen in Deutschland senken kann oder sicherstellt, dass Mitbürger mit Behinderungen überall und in jeder Hinsicht gleichberechtigt am öffentlichen Leben teilhaben können. Sozialschwache haben in Deutschland, verglichen mit ähnlich wohlhabenden Staaten, schlechte Aussichten auf eine Besserung ihrer Umstände und der ihrer Kinder. So befand eine OECD-Studie 2012, dass die Herkunft aus einer Geringverdiener-Familie in Deutschland mit 70-prozentiger Wahrscheinlichkeit dazu führt, dass man selbst Geringverdiener wird.

Wir Frauen ernten die Früchte des Feminismus von früher

Immerhin hat es die Gleichberechtigung der Frau dank der Vorarbeit insbesondere der FeministInnen der 1960er bis 1980er Jahre (bekannt als „second-wave feminism“) inzwischen als prominentes Thema auf die tagesspolitische Agenda geschafft. Es führt im öffentlichen Diskurs kein Weg mehr an ihr vorbei. Außerdem wächst heute eine Generation junger Frauen und Mädchen heran, die so viele weibliche Vorbilder in Politik, Wirtschaft, im Sport und – in einem geringeren Maße – der Wissenschaft hat wie keine andere Generation vor ihr!

Natürlich gibt es noch immer viel zu tun, der Vorsprung der Männer, gerade was berufliche Netzwerke und die Prägung von Berufskulturen, ob im Unternehmen oder in Institutionen, angeht, ist noch immer immens. Doch über den Eifer für unser eigenes Fortkommen dürfen wir nicht die gesellschaftlichen Gruppen vergessen, die genauso einen Anspruch auf Gleichberechtigung haben wie wir Frauen und für die sich der politische und gesellschaftliche Wind noch nicht gedreht hat. Konsequenterweise müssten diejenigen FeministInnen, die zur Durchsetzung der Gleichberechtigung von Frauen geschlechtsspezifische Quoten in Unternehmensvorständen oder an Universitäten verlangen, Gleiches für andere traditionell benachteiligte und marginalisierte Gruppen, wie Behinderte, Migranten und Menschen aus sozialschwachen Verhältnissen einfordern!

realisieren lässt – deshalb verlangen FeministInnen, dass Frauen in alle Bereiche des öffentlichen Lebens gleichberechtigten Einfluss finden. Diese Forderung zielt im Kern darauf, dass die in der Bevölkerung vorherrschende Vielfalt an Lebenswirklichkeiten, Wahrheiten, Geschichts- und Selbstverständnissen Eingang in die großen gesellschaftlichen Entscheidungsprozesse finden und wir somit alle gleichberechtigt unseren Beitrag zum öffentlichen Leben der Gemeinschaft leisten können. Das Geschlecht ist dabei nur einer von vielen Faktoren, die zu besonderen Einsichten und Bedürfnissen führen können. Eine Politik, die die Interessen aller gesellschaftlichen Gruppen miteinbezieht, erzielt im Idealfall bessere Ergebnisse, weil sie selbst auf einem realistischen Bild der Gesellschaft beruht.

Deshalb müssen FeministInnen, die ihre Prinzipien ernstnehmen, auch dafür kämpfen, dass die migrantische, auch die homosexuelle, die Erfahrung des Behinderten und des Geringverdieners Teil der gesamtgesellschaftlichen Einsicht werden. Im Idealfall werden eines Tages alle historisch benachteiligten Gruppen einen ihrem Anteil an der Gesamtbevölkerung entsprechenden Teil der Führungspositionen etwa in Politik, Wirtschaft und Forschung besetzen – und damit in der Lage sein, wertvolle Impulse für Gleichheit und Gleichberechtigung in unserer Gesellschaft zu geben und ihr Vorankommen zu fördern.

Letztendlich sitzen alle diese Gruppen in einem Boot: Wir alle sind viel zu lange an den Rand der Gesellschaft gedrängt und von den Entscheidungsprozessen des öffentlichen Lebens ausgeschlossen worden. Dabei bilden wir zusammen die Mehrheit der Gesellschaft. Es wäre dumm diese geballte Kraft nicht zu nutzen: Das gemeinsame Ziel lautet Gleichberechtigung, die gleichen Chancen auf ein erfülltes Leben für alle.

Valérie Greitens
- Bucerius Law School -

Aller konstruktiver Kritik zum Trotz: Weibliche Führungskräfte sind ungemein wichtig für das Vorantreiben der Gleichberechtigung in ihrem eigenen Wirkungskreis, für die Normalisierung des Führungsanspruchs von Frauen in der Gesellschaft und als Vorbilder. In dieser letzten Hinsicht besonders inspirierend ist ein Projekt der gemeinnützigen Organisation „The Female Lead“. Auf ihrer Homepage www.thefemalelead.com berichten in den „Icon Series“ zahlreiche erfolgreiche Frauen aus so verschiedenen Bereichen wie Journalismus, Politik, Kunst, Architektur, Informatik, Naturwissenschaften und Sport davon, wie sie ihren beruflichen Weg gefunden haben, mit Rückschlägen umgegangen sind und was sie dabei angetrieben hat.

tun: Der Großteil von ihnen besitzt einen akademischen Abschluss und erfreut sich toller beruflicher Positionen und Perspektiven.

Es wurde viel erreicht, die Aussichten für Frauen sind gut

Auch für uns Studentinnen sieht es gut aus: Kluge, gut ausgebildete Frauen werden angesichts des allgemeinen Fachkräftemangels überall gesucht und gebraucht – besonders in den MINT-Fächern (Mathematik, Informa-

Canada is Back!

(But not in Hamburg)

After assuming office at the end of 2015, Canada's Prime Minister Justin Trudeau said he had a message for those who felt Canada had lost its place on the world stage: "Canada is back!" he exclaimed. The phrase had

the U.N.'s International Tribunal for the Law of the Sea. It claims more bridges than any other city in Europe (including Amsterdam and Venice). But more than just being beautifully built along the banks of the river Elbe

already aptly named Germany's "Gateway to the World". As former Director of the OECD Wolfgang Michalski noted in his article on globalization, "*today, Hamburg is the most important noncapital city in the European Un-*

this time. That is certainly a missed opportunity, if not simply myopic, since having such a local representative would empower Canada with an official voice in this significant city.



already become somewhat of a campaign slogan, to pronounce the Liberal Party's promise to improve Canada's international standing. So it is no surprise that the remark continued to be liberally used after the Liberals took power. Stéphane Dion, the former Minister of Foreign Affairs (who just became Ambassador to Germany in May), formally announced it to the U.N. Security Council during his address. However, Canada is still missing from one very important city: Hamburg, Germany. Having had a Consul in the Free and Hanseatic City of Hamburg since 1957, the Canadian Consulate was closed in 2009. Unfortunately, no official presence remains.

As its own federal state, Hamburg has over 1.8 million inhabitants and more than 5 million people residing in its greater metropolitan region. That makes it the second largest city in Germany (after Berlin) and the eighth largest in the E.U. (but the largest non-capital). While Hamburg has won awards for being the 'Greenest' city in Europe, it is also where Europe's biggest urban development project is happening, in the HafenCity district. The neighbouring historical Warehouse District is already listed as a UNESCO World Heritage Site. With an abundance of museums and galleries, Hamburg has plenty of culture as well. Coming just after New York and London, it is actually one of the world's most musical cities in terms of live performances. So, to those familiar with Hamburg, it came as no surprise when *The Economist* last year ranked it as one of the ten most liveable cities on the planet. It is also a popular tourist destination. Receiving more than 6.5 million visitors each year, it gets approximately 17,000 overnight-stays by Canadians in particular. While that is already more than Rio de Janeiro, Cape Town or St. Petersburg, Hamburg also ranked as the fastest-growing destination city in Europe last year. A maritime city, Hamburg was a natural choice for

and surrounding the downtown Alster lakes, Hamburg is a tremendously important city for trade, specifically shipping. The famous port of Hamburg, which celebrated its 828th birthday this year, is the largest in Germany and the third largest in Europe. Needless to say, it will only become more important for Canada as CETA (the new Comprehensive Economic and Trade Agreement between Canada and the E.U.) opens additional opportunities for bilateral business relationships.

As a major commercial hub, Germany's oldest stock exchange is located in Hamburg. It has also been hosting trade fairs for over 650 years and is known for its leading conferences and exhibitions of products from around the world. It is Europe's largest marketplace for everything from pharmaceutical materials, to carpets, to coffee. Its robust business culture is supported by strong industries including Europe's largest publishing house (G+J), copper producer (Aurubis), and the world's oldest merchant bank (Berenberg), just to name a few. With Airbus, Lufthansa Technik and other aircraft companies, Hamburg is also one of the three largest civil aviation centres in the world. Among over 160,000 business enterprises currently established, one may recognize a host of venerable brands, from Montblanc pens to Steinway pianos, which continue to call Hamburg home.

All this has made it a particularly affluent city within Europe's biggest economy. With both the highest employment rate and most millionaires of any German city, it also has the highest GDP per capita of any German State. In fact, with a GDP of over 100 billion euros now, Hamburg outranks about 130 countries and amounts to more than that of the Bahamas, Belize, Nicaragua, Paraguay, Armenia, Iceland, Estonia, and Jamaica, combined. For centuries Hamburg has been called the "commercial centre" of Northern Europe and long before it gave The Beatles their start, it was

ion and the wider European Economic Area, in terms of both population and GDP."

Canada was smart to establish a trade office here as early as 1913. This office no longer exists, even though now, over a century later, international trade is more important than ever. Most other countries have recognized the importance of Hamburg however. With about 100 Consulates, Hamburg has the most in Europe and ranks third in the world after only New York City and Hong Kong. Indeed, every other country in the G-7 has a consular presence in Hamburg. So where is Canada then? The decision to close the Canadian Consulate eight years ago was made due to budgetary constraints. Since passport and visa applications were not processed there, it was questionable whether having a permanent office staffed with representatives from Ottawa was financially worthwhile. Even though Canada still maintains Consulates in Munich and Düsseldorf, it is certainly valid to minimize unnecessary public expenditures. And given the Embassy in Berlin is capable of providing the essential consular services to Canadians in Hamburg and the surrounding Schleswig-Holstein province as well, the Consulate was closed by the former Conservative government for fiscal responsibility.

But, like many countries, Canada also has an extensive network of Honorary Consuls, including one in Stuttgart, Germany. If sending a salaried General Consul doesn't make sense, then at least having an Honorary one would. Appointing an Honorary Consul, at minimal public expense, puts someone in the position to foster Canadian-German relations and officially promote Canadian business interests and tourism locally. Despite the undeniable business-case for such a role, and the fact that Trudeau's government seems to recognize the value of promoting Canada's image abroad, the Department of Foreign Affairs has said they have no plans of introducing even an Honorary Consul to Hamburg at

There is a small but vibrant Canadian community in Hamburg. Monthly meetings and other regular events planned by the local Canadian "Maple Table" group attract an array of Canadian expats as well as Germans who have some connection or interest in Canada. These Canadian enthusiasts gather each year for their most popular annual event, the celebration of Canada Day. Last year, the former Canadian Ambassador to Germany, Marie Gervais-Vidricaire, was among them. Deciding to spend her July 1st in Hamburg, she gave an eloquent speech in which she talked about the strong relationship between the two nations. She also brought up the fact that Canada had new leadership and yes indeed, even quoted the celebrated phrase that "Canada is back!"

In February, Prime Minister Trudeau himself made a state visit to Hamburg. He said "*when my office received the mayor [of Hamburg's] invitation . . . there was no question that I would attend. . . I knew I had to be here because of the friendship between our two countries.*" He did not make claims of Canada being back, but instead took the opportunity to directly address the tensions of growing inequality and rising populism. In July, the Prime Minister will be back again, this time for the 12th G20 Summit which will be hosted in Hamburg. But when he departs, Hamburg will be left without any official Canadian presence. After that, one can only hope that Canada will officially be "back" in Hamburg again someday soon.

Monty Silley

- Anglo-American Law Lecturer an der
Bucerius Law School -

Tired of 4/4?

On the popularity of the 4/4-time signature in pop-music

The 4/4-meter, the 1-2-3-4, often referred to as “common time”, is the dominating rhythm in contemporary popular music. A brief look at the billboard charts, which ranks information from radio airplays, sales and streaming sites all over the world, reveals that common time stands without opposition: Consider that for one week in October 2016 virtually 100% of the TOP 100-songs were written in this time signature.

Why is it, that even though the music of the last decades has seen a lot of changes - from the development of electro-musical devices like synthesizers and samplers to the wider acceptance of glitch - and noise-music - that so much music follows the same 4/4-formula?

A risky choice for musicians?

Oliver Curry, a writer for the British pop music site “Attack Magazine”, suggests the following reasons:

The overwhelming majority of dance music is written in 4/4 time; a very large proportion also sticks rigidly to a four-to-the-floor kick drum pattern. Those conventions are informed by decades of western musical traditions and the stylistic tropes of countless 20th-century popular music genres - from blues to rock'n'roll, disco to soul. The net result is that writing music in 4/4 is a default choice for virtually all contemporary dance music genres.

Curry argues that a deviation from the 4/4-convention is deemed a risky choice for musicians. Not only are dancers in most club environments more likely to respond positively to familiar 4/4 grooves, tracks with unconventional rhythms also often pose mixing problems for DJs. As DJs are far more likely to play tracks that mix easily with each other, it can mean a lot of effort to include a 5/4 or 7/8-track into a set. But in light of this Curry underlines that one should not underestimate listener's openness to appreciate different rhythms. It is much easier to nod one's head to a non-4/4 beat than to sit and analyze it; if the groove is good, people will dance to it whether it sticks to or breaks convention. And even though it would lead to more work for the DJ's:

Dance music would soon become highly derivative if all producers stuck rigidly to a series of club-focused conventions and de facto rules.

Charles II, Louis XIV of France, Elizabeth I and the 3/4-time signature

But if the problems in writing something in another time signature are not that big after all, why is there still a negligibly small amount of music breaking the norm? One does not have to step back far in time to find the popularity of another rhythm eclipsing that of the 4/4, namely the triple meter (3/4). Ian Gammie, a musicologist at Corda Music Publications, mentions the popularity of this rhythm:

Historically, 3/4 or triple time has probably been more significant [than 4/4]. The 19th century favored the waltz and mazurka, in the 18th century dance music was based on minuets, which are played in triple time, and baroque orchestral overtures that began in slow quadruple time but ended in fast triple time. The favorite dance of Charles II was in 6/4 time, Louis XIV of France loved the sarabande, Elizabeth I's favorite dance was the galliard, all of which are - like Greensleeves - in triple time.

Going back to the Middle Ages, church music was written in triple time because it was associated with the Holy Trinity. So there is no natural predisposition for 4/4 time. It is, in fact, an illusion forced upon us by pervasive modes of contemporary Western culture.

Taking an even further step back in time, music was structured according to wholly different rhythmical practices. For example, musicologist Eske Bockelmann argues that rhythm, as perceived by the majority of people today, is a cultural construction, which differs greatly from how the ancient Greek for example understood rhythm.

Everything flows?

Bockelmann dates the arrival of the so-called “Takt rhythmus” - a rhythmical perception based on a succession of strong and weak elements - to the beginning of the 17th century and the rise of modernity. In other words, to understand rhythm as a meter - a series of stressed and unstressed elements - was not always the case:

“Rhythm” is a word of the ancient Greek. Related through an Indo-German root with the German word “Strom”, it presumably derives from the Greek verb “rhéin”, “flowing”; known from Heraclides most famous aphorism [“Panta rhei” - everything flows]. Rhythm at first designated a movement, later on it also grew to describe the tempo and proportion of a movement. Eventually rhythm was also used to describe the proportions of spatial relationships, the shape of a vase or even of the spiritual condition. Sure, from venerable old to very new dictionaries and likewise in various translations of ancient Greek writings, rhythm is commonly described as “Takt” [meter or beat]; but this translation rests on the same fallacy, that rhythm forever has been, what we nowadays understand it to be. To get a better grasp of what “rhythm” meant in ancient times, the most suitable translation would be “proportion”.

Whereas the modern understanding designates rhythmic elements with a dynamic value, the ancient Greek defined rhythm based on duration. However, the arranging of sounds into patterns of two and three has since become so inherent to our perception that we structure repetitive sounds as stressed and unstressed elements even if there is no real difference in loudness between sounds. It has become an almost innate reflex that we even “hear” stressed and unstressed elements in the continuous dripping of a tap.

This - as Bockelmann describes it - rhythmical reflex causes musicologists and historians to repeatedly interpret the Takt rhythmus in cultures, where rhythm follows a totally different logic.

Going back to the previously given definition of rhythm, the term seems to float between the dichotomy of meter and flow. A pair that could be poetically linkable to cosmos and chaos - to order and absence of order. Do

they always stand in opposition? And how do they relate to the aforementioned dominance of the 4/4-beat?

Rhythm and society - cosmos and chaos

In his Rhythmanalysis, French sociologist Henri Lefebvre described the different kinds of rhythms that structure our everyday life - natural (physiological) rhythms of eating, sleeping, of sexual and intellectual activity; as well as social rhythms, imposed by society. “Everyday life” is defined dialectally as the intersection of the sector man controls and the sector he does not control, a place for the continuous conflict between social and natural rhythms.

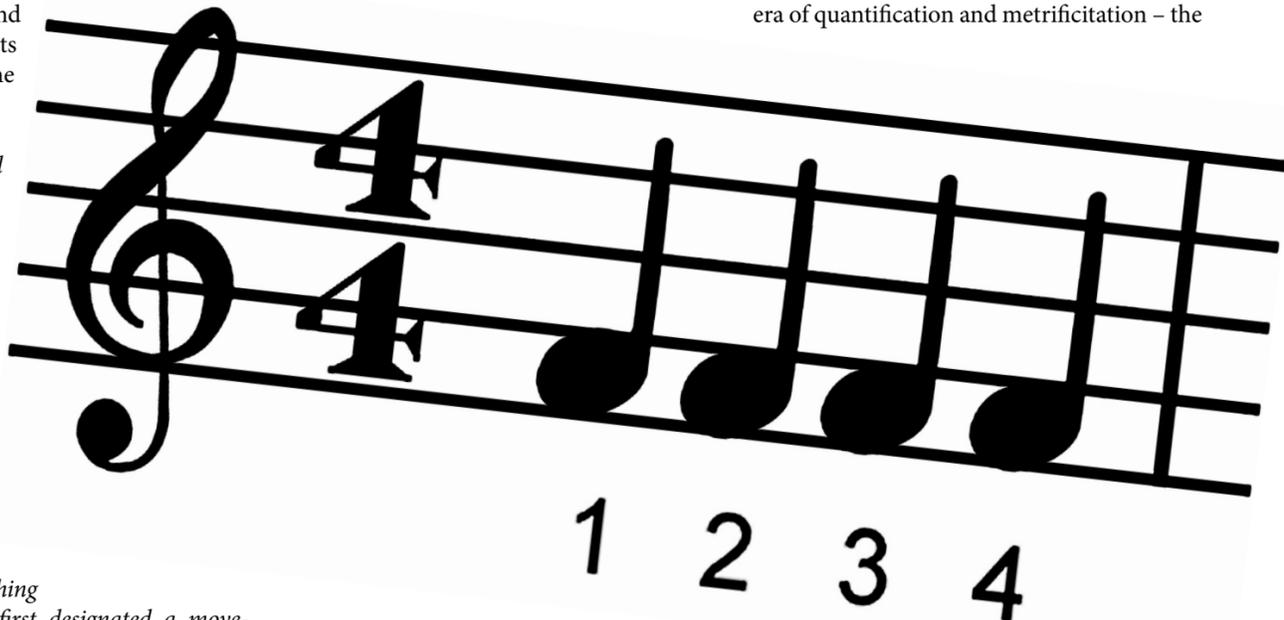
He argued that in the mid 20th century, capitalism started to colonize the everyday life and turning it into a zone of pure consumption. His theory comes as a critique against a rhythm imposed by capitalism - a social rhythm that tries to infest the natural

kommen; es fehlt in der sogenannten Pop-Musik, und deshalb bin ich sehr bedenklich über die Auswirkung dieser Pop-Musik. Die wird Leute produzieren, die gar nicht so unähnlich sind denen, die mit Marsch-Musik und mit HJ-Liedern trainiert worden sind.“)

It would be a more poetic than scientific analogy to connect Lefebvre's idea of a ruling sociological rhythm to the dominance of a certain musical measure (and a quite drastic one to compare this dominance with fascism), but as the 4/4-rhythm has become the absolute standard in pop-music, it has acquired the same problem as Bockelmann's Takt rhythmus: It can be mistaken for an essential and timeless part of rhythm itself and therefore legitimize its own dominance, which means further standardization and overshadowing of other possibilities.

Music free of a structuring measure?

If one follows Bockelmann's thoughts about the source of the Takt rhythmus in the last great era of quantification and metrification - the



rhythms of our private space.

The everydayness - a space shared by everyone in society regardless of class - is equated to boredom. Lefebvre meant that the difference between the tiresome everyday realities and the societal promises of free time and leisure could help people understand and then change their everyday lives. The everyday life played a major part in Lefebvre's theory - as it was here that he saw capitalism surviving and reproducing itself. Lefebvre urged that one should actively change and interfere with the everyday life; otherwise capitalism would continue to diminish the quality of everyday life and inhibit self-expression.

The drastically present rhythm in most forms of pop-music still disturbs people from change and hence modern art music cultures. In complex music forms the continuous beat, even when it is no 4/4, is considered a provocation of hollowness and standard.

This is most radically exemplified by a statement of Karl-Heinz Stockhausen, comparing the repetition of pop-music to the regularity of march music and fascist songs:

“All those things coming close to the psyche of an imaginative person: so-called pop music lacks them; and for this reason, I am very skeptical when it comes to the effects of this pop-music. It will produce people not so dissimilar to those who grew up with marching music and were trained with the songs of the Hitler Jugend.”

(Original quote: „Alle diese Dinge, die der Psyche eines fantasievollen Menschen nahe-

beginning of modernism, Newton and Galilei, of a mechanical philosophy that everything can be explained through mathematical calculations - the question remains, would a post-modern world, as we believe ourselves to live in, crave for a deconstructive break with meter?

Should we leave the mechanical worldview of modernity - a global and common time matrix, a remnant of the 17th-century - behind ourselves and enter a new time of organic flexibility?

One could speculate, that the more technology advances and the more it becomes flexible enough to incorporate the organic qualities of irregular rhythms, the more one could hope for a change in rhythmical qualities, also into mainstream. This should at least give hope for the possibility that measures that are perceived as complex or odd by the greater public, like 5/4 or 7/8, or even a music free of a structuring measure - one that could be compared to a pure flow - could become more popular in the future.

David Erik Ronner

- HFBK Hochschule für bildende Künste
Hamburg -

Werde PuG-Autor!

Ein kleiner Leitfaden zum Texteschreiben

PuG ist ein Meinungsmedium. Und Meinungen und Kommentare schreibt man meist am besten frisch von der Leber weg – gerade dann werden sie besonders authentisch. Trotzdem könnt Ihr als Autorin oder Autor auf einige Dinge achten, damit das, was Ihr schreibt, auch gut wird. Eure Meinung soll schließlich gelesen werden. Und das am besten bis zum Ende. Denn ob man es glaubt oder nicht: Das journalistische Texten ist zu einem großen Teil ein Handwerk. Und wie bei jedem anderen Handwerk auch, hilft es sehr, sich an wenige einfache, aber äußerst effektive Grundregeln zu halten:

1. Eine gute Schreibe ist kurz.

Seit gut 60 Jahren untersuchen Forscher die Verständlichkeit von Sprache. Und sie kommen zu einem eindeutigen Ergebnis: Je länger ein Wort, desto unanschaulicher ist es. Kurze Worte sind fast immer verständlicher und zugleich farbiger und kraftvoller als lange Worte. Das klingt simpel, ist aber bisweilen schwer zu beherzigen. Denn es erfordert, dass man das meiste von dem, was uns in Schule und Uni eingetrichtert wurde, am besten schnell wieder vergisst. So ist es leider akademische Mode, nicht von Gründen zu sprechen, sondern von „Motivationsstrukturen“, nicht von Fakten, sondern von „unabwendbaren Gegebenheiten“, und nicht von leeren Betten, sondern „Kapazitätsüberschüssen im Beherbergungsgewerbe“. Wer schlichte Sachverhalte in solch aufgeblähte Begriffe packt, mag sich bei seinen Professoren Achtung verschaffen. Jeder der für Leser schreiben will, lässt von solchen Wortballons jedoch besser die Finger. Wörter wie „Befindlichkeitspegel“, „Durchführungsverordnung“, „umständehalber“ oder „demgegenüber“ sucht man sowohl in der Lyrik als auch in gutem Journalismus vergeblich. Natürlich, Schlüsselbegriffe aus Politik, Wirtschaft und Gesellschaft sind davon meist ausgeschlossen. Aber wenn man von „mangelnder Ak-

zeptanz in weiten Teilen der Bevölkerung“ spricht, kann man genauso gut sagen, dass „die Leute etwas nicht mögen“.

2. Eine gute Schreibe ist durchsichtig.

Noch mehr als für Worte gilt diese Regel für Sätze. Die eingängigste und lebendigste Form der Mitteilung ist und bleibt der Hauptsatz. Wer mehr als einen Gedanken in eine schlüssige Reihenfolge bringen will, dem sei geraten: erst den einen Gedanken, dann den anderen Gedanken formulieren, also zwei Hauptsätze verwenden. Das mag wie eine Binsenweisheit klingen, aber viele Zeitungsartikel sind noch immer voll von komplexen Verschachtelungen von Sätzen, die für die Leserinnen und Leser ein herbes Ärgernis sind. Dort liest man immer noch Abschnitte wie diesen:

„Heute sind die Brüder, die 500.000 Euro in die Firma gesteckt hatten, zerstritten.“

Der Satzbeginn wirft eine Frage auf, aber die Aussage des Satzes erfahre ich erst am Schluss. Zwischendrin erfahre ich den eigentlich ersten Gedanken, denn die Investition lag zeitlich ja vor dem Streit. Dann kehrt man aus der Vergangenheit in die Gegenwart zurück, um zu erzählen, was die Brüder sind: zertritten. Sicherlich eleganter wäre:

„Erst haben die Brüder 500.000 Euro in die Firma investiert. Nun sind sie zerstritten.“

Aber es geht noch schlimmer (aus der Badischen Zeitung):

„Das Forum, auf dem in früheren Jahren Persönlichkeiten wie Rita Süsmuth, Pierre Pflimlin, Lothar Späth, Carl Carstens auftraten, woran der Vorsitzende der CDU-Landtagsfraktion in Rheinland-Pflanz, Christoph Böhr, in seiner Rede in Hambach erinnert, hat sich zu einer Veranstaltung verknöchelter Rechter gewandelt.“

Ein extremes Beispiel, zugegeben, aber ein gutes dafür, dass man Nebensätze nicht einschleichen sollte. Sie mögen eine zweite (oder dritte) Aussage in eine erste hinein. Ist die zweite Aussage ihrerseits eine Hauptsache, so bedarf sie eines eigenen Hauptsatzes; ist sie eine Nebensache, eine bloße Erläuterung, so sollte man den Satz mit einem Komma anhängen.

In der deutschen Grammatik kommt noch eine weitere Schwierigkeit hinzu: Ein Verb besteht häufig aus zwei auseinandergerissenen Teilen. Es muss heißen: „Ich nehme ein Angebot an“. „Ich nehme an ein Angebot“ ist nicht Deutsch. Als Faustregel sollte man sich in diesem Zusammenhang merken, nie mehr als sechs Wörter oder zwölf Silben zwischen die beiden Teile eines Verbes zu schieben. Sonst leidet die Verständlichkeit. Sätze mit 27 eingeschobenen Wörtern (61 Silben), wie dieser aus dem Wiener Standard, will niemand lesen:

„Bei den Ausgleichsverhandlungen zwischen Bund und Ländern wurde am Freitag die Diskussion über die von den Sozialpartnern verlangte Kürzung der Wohnbaubeförderung und die Einführung von Zahlungen der Gebietskörperschaften an den Familienfonds auf den 27. September vertagt.“

3. Eine gute Schreibe ist konkret.

Abstrakte Oberbegriffe ohne konkrete Einzelheiten sind nicht nur meist überflüssig, sondern vor allem gähnend langweilig. Journalistische Sprache sollte in erste Linie anschaulich sein und auf die Sinne der Leserinnen und Leser wirken. Dies gilt vor allem für Reportagen: Will ich eine Bergwiese lebendig beschreiben, rede ich nicht von Bergblumen, sondern von blühenden Feuerlilien, von Enzian oder Vergissmeinnicht. Will ich die miserablen Zustände in einem Flüchtlingslager darstellen, dann sage ich nicht, dass es im Flüchtlingslager nicht einmal eine richtige Heizung gibt. Ich beschreibe Lachen von rostfarbenem Wasser unter kalten Heiz-

körpern oder alte Heizöfen mit gebohrten Rohren. Die Transferleistung, dies als unzulängliche Heizungen einzustufen, erbringt jede Leserin und jeder Leser gern aus eigener Kraft. Sinneseindrücke und Tatsachen gilt es zu schildern, die Folgerungen daraus sollten den Leserinnen und Lesern überlassen werden. Das gibt ihnen zum einen Raum für ihre Phantasie und zum anderen bevormundet es sie nicht.

4. Eine gute Schreibe ist aktiv.

Die grundlegendste und vermutlich offensichtlichste aller Schreibregeln. Auch wenn er sich in manchen Ausnahmefällen nicht vermeiden lässt, ist der Passiv keine lebendige, sondern eine behäbige und langatmige Ausdrucksform. Ihn so wenig wie möglich zu nutzen und stattdessen den Aktiv zu verwenden schafft die Schnelligkeit und Spannung, die jeder Text braucht, um seine Leserschaft bis zum Ende bei der Stange zu halten.

Befolgt man nur diese vier simplen Kernrezepte, merkt man, wie klar und lesenswert der eigene Text werden kann. Und was nach dem Fertigstellen eines Beitrags immer hilft ist die kritische Selbstlektüre. Lest Euren Artikel mehrfach, davon mindestens einmal laut; und worüber man dabei stolpert, das ändert man, ohne Wenn und Aber.

Benedikt Coekoll
- für die Redaktion -

Impressum

Die PuG ist eine Zeitung von Studierenden und anderen jungen Leuten. Gründungsort und Sitz der PuG ist die Bucerius Law School in Hamburg. Die Redakteure sind, wenn nicht anders gekennzeichnet, Studierende der Bucerius Law School.

The PuG is a newspaper run by students and other young people for everyone. It was founded and it is based at Bucerius Law School in Hamburg, Germany. If not indicated otherwise, our Editors are students from Bucerius Law School.

Herausgeber

Politik und Gesellschaft e.V.

Vorsitzende:

Marc Philip Greitens

Lukas Schlegel

Redaktionsleitung (v.i.S.d. § 8 HmbPrG):

Pauline Boppert

Valérie Greitens

Redaktion:

Adrian Altmayer

Alexander von Lützwow

Arlette Greitens

Engeline Eustrup

Isabelle Stein

Sophia Schamberg

Layout und Design:

Flemming Kilian

PuG online:

Ivan Rosado Varner (Johann Wolfgang

Goethe-Universität Frankfurt a.M.)

Bildnachweise:

Seite 6: Hamburger Hafen Skyline, von: Frerk Meyer, lizenziert unter CC BY-SA 2.0, abrufbar unter <https://flic.kr/p/AcmQWb>

Seite 9: Karikatur zur rsp. auf die Niederlage der Revolution(en) in Europa 18(48)/49, von: Ferdinand Schröders

Seite 10: Emmanuel Macron en septembre 2014, von: Gouvernement français

Seite 16: Double-slit experiment, von: wikicommons.org

Anschrift Herausgeber und Redaktion

Politik und Gesellschaft e.V.

Jungiusstraße 6

D-20355 Hamburg

Alle Beiträge erscheinen, wenn nicht anders gekennzeichnet, exklusiv in Politik & Gesellschaft. Die dabei vertretenen Ansichten sind solche der Autoren; sie spiegeln nicht zwangsläufig die Ansichten der Redaktion oder der Bucerius Law School wider.

ISSN 1862-0213

POLITIK

Europa in der Krise?

Klagen auf hohem Niveau

Angetrieben von verschiedensten Krisen, denen sich die Institutionen der Europäischen Union in der jüngeren Vergangenheit ausgesetzt sahen, schien man mit einer gewissen Selbstreflexion begonnen zu haben. Nun ist es löblich, Kommissaren und Parlamentariern dabei zuzuhören, wie sie richtigerweise feststellen, dass die europäische Integration etwas zu rasch geschehen sei. Das lässt den aufmerksamen Beobachter aufhorchen – und hoffen, dass auch in Brüssel die Einsicht überhandgenommen hat, nach welcher es an der Zeit ist, Erreichtes zu konsolidieren und gegebenenfalls auch einen Schritt zurück zu gehen.

Die EU in einer beständigen Krise

Dass solcherlei Erklärungen jedoch keine Bekundungen der Art folgen, welche etwa ein Europa der zwei Geschwindigkeiten erlauben, zeigt, dass eine gewisse Ernüchterung angesichts der aktuellen Abläufe innerhalb Europas angebracht ist. Tatsächlich befindet sich die EU in einer beständigen Krise, die etwa mit den Nachwirkungen der globalen Finanzkrise ab 2008, dem Umgang mit massenhafter Migration in die Staaten der EU und dem Austritt Großbritanniens aus der Union zu tun hat. Während eine Vielzahl von Beobachtungen nahelegt, dass all diese externen Faktoren Europa in die Krise geführt hätten, zeigt die Beständigkeit, mit der diese Krisen fortbestehen, wachsen und schrumpfen, dass nicht etwa fehlende Mittel die Ursache für die Schiefelage sind.

Vielmehr zeigt die aktuelle Krisensituation, in der sich die EU befindet, dass ein Mangel an Entscheidungswillen und Durchsetzungskraft vorliegt. Griechenland und damit verbunden auch die gemeinsame Währung befinden sich nicht etwa in der Krise, weil die restlichen Euro-Staaten die Verbindlichkeiten nicht erfüllen könnten. Der Schengen-Raum ist nicht etwa in Gefahr, weil die Institutionen und Rechte zur Durchsetzung eines effektiven Grenzregimes fehlten. Nein – Europa ist in Gefahr, weil die politische Gemengelage keine Notwendigkeit sieht, unbeliebte Entscheidungen zu treffen oder die EU gar einer Roskur zu unterziehen.

Realitätsverweigerung der Europaenthusiasten?

Stattdessen jubelt eine in ihrer Macht stetig kleiner werdende Gruppe von europäischen Hurratrioten jeden Schritt, der das Fortbestehen der Union nach dem aktuellen Modus wieder um kurze Zeit verlängert. Was sind schon ein Brexit, ein zurückgetretener italienischer Premierminister, zunehmend autoritär agierende Mitgliedstaaten wie Polen und Ungarn, ein Beinahesieg von Norbert Hofer und eine beständige Legitimationsfrage gegen einen Sieg eines französischen Präsidentschaftskandidaten über ein sozialistisches und isolationistisches Schreckgespenst?

Eine einfache Antwort auf diese Frage wäre, zu sagen, dass es sich bei den erstgenannten Ereignissen um „antieuropäische“ Vorkommnisse handelt. Diese Interpretation erlaubt es denjenigen, die denken, mit ein

paar sternbedruckten blauen Luftballons und dem sonntäglichen Singen der Europa-„Hymne“ sei die Rettung Europas geglückt. Wenn doch nur einer mehr als die Hälfte der über 510 Millionen Unionsbürger an „Pulse of Europe“ teilnähme, wäre alles nicht so schlimm – dann wäre unmissverständlich klar, dass eine Mehrheit der Europäer die aktuelle Union befürwortet. Tatsächlich aber droht dieses enge Verständnis Europas und der europäischen Einigung zu demselben Brett vor dem Kopf zu werden, welches man nicht ganz unberechtigt Teilen der weit rechten und weit linken politischen Lager attestiert.

Le Pen ist gegen die EU, Orban ist es nicht

Zeit also für die komplizierte Antwort: Es gibt viele verschiedene Arten, auf welche sich Entscheidungen, wenn nicht auf einer europafreundlichen, doch immer noch auf einer europakonformen Ebene bewegen können. Dazu gehören auch Entscheidungen wie die eines ungarischen Premierministers, wenn durch die Organe der Union festgestellt wird, dass gemeinsames Recht nicht verletzt wird. Europakonform ist nun einmal jede Entscheidung, die nicht mit europäischem Recht kollidiert und jedes Votum, welches nicht direkt den Gedanken, dass der europäische Einigungsprozess grundsätzlich mehr Vorteile als Nachteile mit sich bringt, verneint.

Entsprechend wäre eine Wahl von Marine Le Pen zur Präsidentin Frankreichs durchaus anti-europäisch gewesen, stellt sich der Front National doch entschieden gegen alle Grundfreiheiten, auf die man sich in den letzten Jahrzehnten geeinigt hat. Beim Brexit ist es jedoch deutlich anders: Eine Mehrheit der Briten hat den Austritt aus der Europäischen Union an der Wahlurne befürwortet – aber mit welchem Alternativgedanken? Wollten knapp 52% der Briten damit allen europäischen Grundsätzen den Rücken zukehren? Vereinfacht gesagt, hätten 52% der Briten für den Front National gestimmt, wenn sie nur gekonnt hätten? Natürlich nicht! Stattdessen stimmte die Mehrheit lediglich für ein anders geartetes Europa, welches eine Betonung auf wirtschaftliche Zusammenarbeit, nicht auf großangelegte Umverteilung zugunsten wirtschaftlich mehr oder weniger desolater Regionen legen sollte.

Auch die anderen großen Probleme, denen sich die EU gegenüberstellt, stellen die Union nicht infrage. Orbán und Kaczyński lassen zwar mit außerhalb ihrer Länder unbeliebten Entscheidungen die Frage zu, ob sie die aktuelle Union für gut befinden oder nicht.

In keiner Weise aber nähern sie sich einem Austritt aus der EU an. Vielmehr braucht es auch solcher Regierungschefs, welche auf die penible Einhaltung europäischen Rechts in jenen Bereichen pochen, in denen die restlichen Repräsentanten eine geradezu selektive Wahrnehmung aufweisen.

So schlimm ist die Lage nicht

Entsprechend läuft ein Großteil der Prozesse innerhalb der Union so ab, wie gewünscht – Güter werden verschickt, Menschen verreisen, Rechtsnormen werden erlassen und harmonisiert. Kein Politiker mit ernstzunehmenden Chancen, eine Wahl zu gewinnen, spricht davon, dass allgemeine Grenzkontrollen wieder eingeführt werden sollen.

dingung der EU keine militärischen Konflikte mehr in Europa gibt – abgesehen davon, dass sich das Problem eben vor die Grenzen verlagert hat. Ein Bekenntnis zu Europa darf nicht länger eine bloße Abkehr von neigungsloser Apathie sein, sondern muss von der Überzeugung getragen sein, welche in die Herzen der Betroffenen vordringt und auch in die Köpfe derer, die sich noch nicht entschieden haben.

Europa ist längst nicht am Ende – und damit es nie dazu kommt, muss die Gesprächshöhe endlich von proeuropäischen Stimmen übernommen werden. Die kleinen Risse, die es zu kitten gilt, sind das Ergebnis teils jahrzehntelanger Demagogie, der nichts entgegengestellt worden ist. Den lauten Rufern



Nicht einmal diejenigen, die im vergangenen Jahr noch unmittelbaren Zwang an den Bundesgrenzen ausüben wollten, reden heute noch davon, dass Deutschland die EU verlassen solle.

Wenn Europa sich also tatsächlich in einer Krise befinden sollte, dann liegt diese im Defaitismus handelnder Politiker und Akteure der „Zivilgesellschaft“ – sehen diese doch in jeder europabejahenden Aktion in erster Linie eine Reaktion gegen die bösen Antieuropäer. Warum nicht einfach mal etwas um der Sache selbst willen unternehmen? Indem die eigenen Handlungen immer nur als Reaktionen eingestuft werden, überlässt man den angeblichen Europafeinden den ersten Schritt.

Was zu tun wäre

Soll Europa aus der Krise gelangen, braucht es lediglich einer besseren Kommunikation des Erreichten und der Gründe, weshalb es sich lohnt, für Europa einzustehen. Dazu gehört jedoch nicht allein die tausendste Betonung der Tatsache, dass es seit der Begrün-

etwas entgegensustellen, das ist eine Aufgabe, die weit mehr Überzeugung und Einsatz fordert, als blaue Ballons fliegen zu lassen – doch das Ziel ist lohnenswert. Wer also will, dass die Union fortbesteht und mit einer Stimme spricht, muss auch akzeptieren, dass diese Stimme nicht jedes Detail regeln möchte. Auch diejenigen, die sich nur zum Binnenmarkt bekennen, sind doch in erster Linie proeuropäisch gesinnt.

Das zu erkennen, könnte für Europapuristen eine größere Aufgabe sein als die Selbstreflexion derer, die sich aktuell als Anhänger eines Europas der Nationen verstehen und dennoch an den gemeinsamen Errungenschaften partizipieren wollen. Wer jedoch dauernd von einer Krise spricht, gegen die er sich stellt, der darf sich nicht wundern, dass diese Krise irgendwann von Extremisten aller Couleur für sich vereinnahmt wird.

Lukas Posch
- Bucerus Law School -

The Myth of Macron and the Fate of Europe

Is it too soon to celebrate?

In our time, political speech and writing are largely the defence of the indefensible... Thus political language has to consist largely of euphemism, question-begging and sheer cloudy vagueness... [It] is designed to make lies sound truthful and murder respectable, and to give an appearance of solidity to pure wind.

– George Orwell (1946)
‘Politics and the English Language’

When does a privately-educated millionaire become a “man of the people”? When does a Rothschild and École Nationale d’Administration alumnus become an “anti-establishment populist”? When does a former Economy Minister and member of the Presidential inner circle of advisers become an “outsider”? When does a hard-line neoliberal, as wedded to the dehumanising ideology of the market as the rest of the elite, become a “disrupter” and a “reformist”? When does a man who was, until about five minutes ago, a key member of one of France’s two establishment parties, become an “independent centrist”?

When, of course, that man is Emmanuel Macron. Or, perhaps, when the alternative is Marine Le Pen.

There is simply no equivalence between neo-liberalism, however damaging, and neo-fascism. Le Pacte Républicain was absolutely necessary and, though weakened since 2002 (when the Front Nationale, then under the leadership of Jean-Marie Le Pen, lost the second round of the presidential elections to Jacques Chirac’s conservative RPR which took 82% of the vote), was still enough to block the Front National. Europe’s media and political class, who had given birth to and helped create Macron, and yet were also supposed to be his adversary, breathed a deep sigh of relief on the night of 7 May.

It was no accident that Macron, the hope of civilised Europe, its last bastion against a far-right President in the Élysée Palace, delivered his victory address after his triumph in the second round of the French presidential election in front of the Louvre. The iconic museum and art gallery in the heart of Paris was not just a beautiful backdrop for the world’s news cameras, but a reminder of all that would have been lost if he had not won. As Macron put it, the Louvre was a place central to the nation’s history through the city’s



18th century Revolution and its 20th century Liberation. “This is where France stands,” he said, “and the world is watching us.”

The reason for the world’s close attention is clear. If France falls, Europe is over. The post-war dream of a united continent enjoying peace and prosperity can survive the departure of the British, perhaps, but the fall of either half of the Franco-German engine would mean certain death. This was, truly, a civilisational duel. Macron was hardly exaggerating when he framed his victory as a defence of the Enlightenment.

And yet, as the Americans would say, “is there any there, there?” Who is the real Emmanuel Macron; the insider’s outsider, the man who claims to be “neither right nor left”? Is France’s youngest head of state since Napoleon really anything new?

Much of the media coverage of Macron, particularly beyond France’s borders, was so contradictory to be, as Orwell put it, “pure wind”. His commitment to the European Union is sincere and clear enough. He left

no ambiguity about his welcome support for immigration and for refugees. But much of the rest of his projet is ambiguous.

His campaign speeches were littered with the phrases “on the one hand” and “on the other hand”. There was more than a hint of Blair or Schröder in his apparent triangulation between left and right; his rhetorical attempts to reconcile things which simply cannot be reconciled. If, as Orwell wrote, the language of politics is merely the language of double-speak, Macron is its master. He was so often presented as everything and its opposite.

The story of this French presidential election was the establishment and how much voters hated it, rejecting them and their candidates time and time again – Sarkozy and Alain Juppé in the right-wing primary, incumbent Hollande not even running and his Prime Minister defeated, the Socialist Party reduced to just 6%, the conservatives’ Fillon brought down by scandal. The yearning for change is clear. Macron and Le Pen were both presented as outsiders, fresh faces, discontinuity. If Macron turns out to be a continuity President, there will be crisis.

France’s “monarchical presidency” gives the paradox of Macron’s unparalleled power to change France, if he can secure a parliamentary majority [which Macron’s party En Marche did during the 2nd round of parliamentary elections ending on 18 June – *the Editor*]. But if he cannot deliver results, if he cannot increase security, reduce high levels of youth unemployment and restore a sense of national unity and purpose, there will be serious trouble. The sense of alienation and inequality and injustice which fuels the rise of anti-system parties like the Front National must be faced.

2017 was only a reprieve; a last chance for the Fifth Republic, and for Europe. 2022 will be the reckoning. Macron must deliver results – or he will deliver France into the hands of those barbarians who would drag her into the abyss.

David Kelly

- Alumnus of the University of Edinburgh -

Early Elections in Austria

Testimony of a deeply divided society

It seems like only yesterday that with a collective sigh of relief Van der Bellen was confirmed president of Austria for the second time. But now it seems the cycle of trepidation and dread is about to start again. Suddenly we find ourselves facing a general election in October, a contest that promises to be even more nerve-racking than the last Austrian election.

Not only are we faced with another close call for a far right party to rule Austria (and this time, in a position that has real power, they could do immeasurable damage) but the two other candidates for chancellor are – to varying degrees – questionable. Sebastian Kurz of Austria’s Peoples Party (ÖVP) – the 30-year old former foreign minister has a strong affinity with Hungary’s Victor Orban – has criticized the “NGO insanity” that saved thousands of refugees in the Mediterranean from drowning. Moreover Kurz is a great admirer of the Australian immigration system whose arbitrary extraterritorial detention is a gross violation of its commitment to international human rights instruments.

Christian Kern of the SPÖ on the other hand has approved a ban on headscarves for Mus-

lims working in the police, as public prosecutors or as judges and a ban on Burkas in public spaces as well as the onset of deportations to Afghanistan (a country which the ministry of the interior warns, in case you weren’t aware, is extremely dangerous). This is not to say that there are no significant differences between the parties and candidates at all, but when it comes to securitization, implicit racism towards Muslims and especially the question of refugees – which is, to be clear, the question of the worth of a human life – there are more similarities between all three major candidates than ever before.

Additionally, the possibility of the FPÖ (the far-right Freedom Party) joining the government in a coalition is quite high. Neither ÖVP nor the social democratic SPÖ have excluded this option. The taboo among social democrats of working with the FPÖ, which the social democrats have upheld for several decades, has been eroding, evidenced by the first regional coalition of FPÖ and SPÖ in the Burgenland. With this reality before us, and the very immediate possibility of an FPÖ government, the question now is who can reliably provide a different narrative and a strong front against racism and xenophobia as well as the neoliberal tilt that have infiltrat-

ed – to a greater or lesser degree – all major political parties.

In the past, many have put their hopes in the Green party. They have consistently supported LGBT, gender equality and environmental issues, as well as infrastructures for refugees, especially in Vienna where they are part of the city government. However, they are a relatively small party and, due to a recent falling out with their youth organisation, may be lacking the support of young activists for a successful campaign. A further ally may be the Communist Party of Austria, the KPÖ, which has enjoyed a surge of popularity in Styria, by addressing local issues, especially social housing and rising rental prices. The KPÖ is now the second strongest party in the local council of Graz. Although anywhere else in Austria they are tiny, they could grow with Styria’s pragmatic and goal-oriented approach opting for local social change, rather than sweeping, perhaps off-putting ideologies.

Alternatively, they could form a new political movement altogether, which would unite existing parties, NGOs, antiracist movements as well as the solidarity movement with refugees to come together and make an alterna-

tive heard in parliament. If the saying is true that in Austria things happen years later than anywhere else, could there be an Austrian Podemos? If this were the case, there could be something to build on in the shape of an organisation called “Aufbruch”. A year ago, the “Aufbruch conference for action”, which was organised over the popular political blog Mosaik, brought together 1500 people of different ages, ideas and backgrounds to look for possibilities for social change. *„The situation is serious: societal conflicts are coming to a head and if we do not together succeed in strengthening democratic and solidary alternatives, we will be knocked over by the right... whether you look at social policy, the so-called integration-debate, or, in particular, asylum policy, it appears that inhumanity in politics knows no boundaries anymore“; it reads on their website mosaik-blog.at (original German text: “Die Situation ist ernst, die gesellschaftlichen Konflikte spitzen sich zu und wenn es uns nicht gemeinsam gelingt, demokratische und solidarische Alternativen stark zu machen, werden wir von rechts überrollt...in der Sozialpolitik, in der sogenannten Integrationsdebatte und ganz besonders in der Asylpolitik wirkt es, als ob die Unmenschlichkeit in der*

Fortsetzung auf Seite 11

Fortsetzung von Seite 10

Politik kaum noch Grenzen kennt“).

One thing was clear at that point: that the social and political climate had become colder, and shifted to the right. Misinformation and vitriol against refugees and immigrants were gaining ground, and though the financial crisis had affected Austria comparatively little in the European context, it was still felt keenly by many, who also feared for the future of the welfare state. There was a feeling that something had to be done, and this conference brought together more people than any other left movement could probably have managed these days.

Rainer Hackauf, one of the people who helped to organise Aufbruch, told me that when the organisation began, the idea was

to connect it to a campaign oriented around social themes: wealth and redistribution, rents and affordable housing, work and labour rights, as well as the social system and the healthcare system. These themes would intersect with other movements such as feminism or antiracism. Since the conference Aufbruch has existed as a loose network of people with local groups meeting every now and then and it has been involved in different campaigns. To begin with, Mr. Hackauf told me, they wanted to build a base of support. On the local level, there is a cause for hope in this regard: small protests against deportations by communities in the countryside or larger ones in cities, food co-ops and self-organised voluntary organisations all show that there is a different side to Austria, and this side is active and vocal about change. At this

point it does not seem very likely that Aufbruch could become a political party like Podemos. Time until the election is short and Aufbruch may not be able to find the necessary resources or experience. However, this might yet change. However, some collective challenge to the FPÖ and the tacit acceptance of some of its stances by the mainstream is necessary and long overdue.

Last December, with the presidential election safely behind us, I attended a conference on the subject of home in a time of crisis. We live, speaker Gargi Bhattacharya argued, in a time of near majorities, and of deep division. “We are seeing a number of locations where populations hold incompatible and irreconcilable concepts of ‘home.’” This idea seems to reflect a time where social fissures are so

stark that different segments of society do not only have completely opposed opinions, but increasingly also believe in so-called “alternative facts”. To me, Bhattacharya’s analysis also indicates that what we have in common is a profound sense of discomfort and anxiety, a longing for security and real prospects for the future. Building a barrier against the FPÖ means not accepting the divisions or silently supporting them – for politics based on human rights and equality are indeed incompatible and irreconcilable with the far right. However, it also can also mean offering a real alternative and things to fight for rather than against.

Jana Löw

- European Inter-University Centre for Human Rights and Democratisation, Wien -

Artificial Conflict

Keen to disrupt democracy

Conflict and cooperation are the needle and thread that sew democracy. However, those eager to harm modern day democratic governments seek to undermine its credibility by conveying a misleading sense of conflict. Thus, upholders of democratic institutions must confront and unmask this hazardous attempt.

Certainly conflict plays a critical role in the development of society, provided that it exposes underlying issues and bolsters efforts directed at unraveling these. Moreover, it yields insight over one another’s interests and grants the opportunity of developing long-term relations based on common ground. Still, to what extent can disruption be utilized towards the betterment of society? Provided that an excess may result in self-damaging politics, whereas the lack of it could foster dictatorial ambitions, one can surmise that it should be exercised until the path towards serviceable cooperation is clearly paved. Hence, equilibrium between these two pillars generates our contemporary notion of democracy, whereby conflict reveals the issues and cooperation pacifies the turmoil created by the former.

Nonetheless, during this so-called post-fact era we are witnessing how powerful leaders attempt to fragment the political landscape through conflict based on misconstrued perceptions rather than tangible facts, resulting in a tide of emotion-based populism that attempts to surge to power. This distortion of facts, while purposely portrayed in sensa-

tional manners so as to shape media headlines, should be viewed as an artificial version of conflict devised solely to benefit those behind its creation. It does not take into account the interests of all parties, much less shed light on common ground, consequently dampening any possibilities of successful cooperation.

Presently, while posing as genuine issues that must be tackled, this artificial conflict has rocketed throughout society on account of a particularly volatile mixture of sensationalism, an ever-growing digitalized media environment, social exclusion, a rising tide of populism, and a corrupt persuasion towards dismissing cold-hard facts. This has been particularly evident in Western countries, namely the US and European Union members, where political schemes such as the spreading of “fake news” have been employed to alter election results, engender a growing mistrust towards democratic systems and undermine the palpable benefits of genuine conflict and cooperation.

Bearing this in mind, in the interest of having

an established long-term democracy within our present and future generations, democratic governments must defend themselves against this threatening offensive and further evolve. Advocates of pluralistic democracies must work together in countering this artificially devised conflict, used by those keen to weaken democratic systems, and ensure policy-making based on verifiable truths. Furthermore, the promotion of interdisciplinary and multi-cultural dialogues, along with the nurturing of forward-thinking ideas that empower young men and women with cultural, legal, financial, economic, and socio-political insight, is imperative.

Conclusively, conflict and cooperation provide stability within democratic nations, yet this benefit is not

something to be taken for granted. When authoritarian leaders intend to disrupt this process with the aim to increase their political leverage, they are in essence corrupting the system. Therefore, we the people have to make a stand by pushing aside all self-doubt, seeing through the distortion of facts, adhering to our democratic principles and demanding a political debate based on factual claims.

Ivan Rosado Varner

- Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main -

Illustration: ebd.



Trump and the American Left

Trump’s win may be a chance for the left if it succeeds in reinventing itself.

American voters on the political left may have been led to despair by the results of the last American presidential election. However there are aspects that show changes in voting behaviour that could bring about positive results in the future. Looking back at the start of the American primaries, both Sanders’ and Trump’s campaigns demonstrated that voters are willing to back underdog outsiders as opposed to party favourites, in case that the views of the former resonate better with their own. While that can translate into political events we deplore, such as Trump’s win, it can also trigger changes we wish for.

On the one hand it may mean that major political parties will be forced to reinvent themselves – and hopefully the Democrats could come up with something better than New Labour did – and it may be that political movements will find momentum by mobilizing young voters on the left like those who supported Sanders. It may also be that voters abandon their habit of voting within the traditional lines of major party politics – with third party candidates actually beginning to look viable to the broad electorate. What all of these possibilities have in common is that they could be caused by an increased disillusionment with American politics, which Trump could well be pushing further. I per-

sonally think that it is an enticing thought but I fear it may be wishful thinking.

On the other hand, what the last American presidential election evidenced was the political left’s failure in persuading the electorate under conditions traditionally thought as ideal for leftist politics: a disenfranchised working class, a general mistrust of the financial sector and stagnant living standards for the poor. Again, this is a critical moment for the American left – and perhaps for the global left in general – to re-organize itself and rethink its political realignments. Bernie Sanders represented a hope that even the Democratic Party could be saved from it-

self and rediscover its aptitude for pushing social justice agendas forward in a more determined manner. More importantly, what I hope Sanders is symbolizing, is the coming of an American political left no longer afraid of breaking its compromise with watered-down versions of neoliberalism and being wholeheartedly willing to re-embrace its ethos of pushing for social change.

Pedro Silva Rocha Lima

- Alumnus des Geneva Institute of International Development Studies -

KUNST

Der Sturm

Der Sturm treibt mich vor sich her.
Für ihn bin ich ein Hindernis,
ein Hemmnis seines Fließens.
Seine Welt ist anders als meine,
absichtslos, wahr und ungetrennt.
Ich begegne ihm und uns
in dieser Anderswelt,
sind dennoch auf verschiedenen Planeten
zu Hause.
Suche die Gemeinsamkeit,
suche seine Liebe und
finde meine Sehnsucht.
Wäre ich Wind,
wäre ich wahr,
wäre ich Fließen,
wären wir eins.

Dies ist eine Geschichte des Sturms,
eine Geschichte des Meeres und eine Ge-
schichte derer, die zu mir kommen, um
ihre Sehnsucht zu stillen. Es ist meine Ge-
schichte.

Seit ich geboren bin, schaue ich auf das
Meer hinaus. Auf den gebogenen Hori-
zont, der das Wasser in Wellen zur Küste
fließen lässt, der die Farben des Himmels
verschlingt, bevor sie sich mit der Sonne
vereinigen.

Ich wohnte immer am Strand. Das Rau-
schen des Windes, das Auf und Ab der
Brandung, haben mein Sehen und Hören
an einen Rhythmus, an die ständige Erin-
nerung, gewöhnt, Teil der Naturgewalten
zu sein.

Mein kleines Häuschen ist auf Pfählen in
die Dünen gebaut. Als einziger Sohn von
Fischersleuten lebe ich einsam. Vater ist
den ganzen Tag auf See, Mutter verkauft
geräucherte Fische im entfernten Dorf.
Das Leben der Eltern ist anstrengend,
unspektakulär und gleichförmig. Aber
sie sind glücklich und zufrieden. Eigen-
lich bin ich auch zufrieden, doch es zieht
mich in die Welt hinaus. Es gibt so vieles,

was ich nicht verstehe und nicht kenne, so
viele Abenteuer und Herausforderungen,
die ich in meiner eingebildeten Sicherheit
müheles bestehen würde.

Dann kommt sie vorbei und es gibt kein
Halten mehr für mich. Sie reist durch die
Welt wie ein Zugvogel, ohne Angst vor der
gewaltigen Wegstrecke oder vor Gefahren.
Immer ein fernes Ziel vor Augen. Sie ist für
mich der Inbegriff von Freiheit, Unabhän-
gigkeit und Selbstvertrauen. Ihre Wurzeln
wachsen nicht in Heimerde, sondern
in der Seele. Die Seele kennt keinen Ort,
an dem sie sich festhalten müsste. Mut ist
das falsche Wort. Mut braucht man, wenn
man Angst hat. Sie hingegen ist sorglos.
Ihr passieren schlimme Dinge, damit sie
daraus lernt. Das Leben gibt ihr Schmerz,
damit sie intensives Glück erfahren kann.
Das eine kann ohne das andere nicht sein.
Sie vergeudet nicht Lebenszeit mit Selbst-
beschränkung und Bewahrungsfantasien.
Alles bewegt sich in ihrem Leben, alles ist
Sturm und sie lässt sich von ihm treiben.
In absichtloser Macht und Resonanz.

Am Anfang war es nur Neugier. Wir ver-
mieteten ein Zimmer für Feriengäste und
sie zog für drei Tage ein. Ich bot mich an,
ihr die Umgebung zu zeigen. Die schönste
Bucht, den ältesten Baum, die grandioses-
te Aussicht. Sie lächelte ein „Ja“ und ohne
den Grund zu kennen, fühlte ich mich
erleichtert. Sie ist so anders und trotzdem
in Einklang mit mir. Auch ohne Worte.
Wie der Wind das Meer bewegt, bewegt
sie meine Stille und meine Sehnsucht. Wir
tauchen drei Tage in unseren offenen Her-
zen und behandeln die noch nicht verheil-
ten Wunden mit dem Atem der Liebe und
Mitgefühl. Sie bringt mich mit Zärtlichkeit
zum Klingen, um wie ein Neugeborenes
von meinem verletzlichen Wesen umhüllt
und beschützt zu werden. Diese drei Tage
sind ein ganzes Leben. Ein Leben außer-
halb des bekannten Spielfeldes, außerhalb
der Zeit und außerhalb des Orts.

Nach ihr bleibt das Wissen, dass es viel
mehr Leben gibt, lichtvolleres, intensi-
veres, echteres Leben. Nach ihr fühle ich
mich anders an. Ich werde nie mehr ich
sein. Ich wurde neu gezeugt und muss
nun auf die Welt kommen. Teils Zugvogel,
teils Meeresstrand haben mich geboren.
Jetzt verlasse ich das Ei und fliege zum
unbekannten Land, zu den Mächten, die
mich ins Meer zurückwerfen werden und
zu den Schmerzen, die mich entmachten
werden. Ich werde „das“ leben, was ich
„noch“ bin. Mein Tod wird nur eine Epi-
sode in meiner Existenz sein, eine kleine,
unbedeutende...

Zwischenzeitlich lebe ich in der Stadt.
Auch hier schaue ich auf ein Meer, ein
Meer von Menschen und Mauern. Men-
schenmassen bewegen sich durch Stra-
ßen, anscheinend ziellos, planlos, mono-
ton. Als ob sie versuchen würden, eine
möglichst gleichförmige, unauffällige
Herde zu bilden, in der jeder so tut, als ob
er einen Platz und eine Aufgabe in einer
geheimnisvollen Planung hätte. Doch der
Eindruck täuscht, wie alles hier täuscht.
Was die Menschen verbindet, ist der Ort
und die Funktion des Orts: der Konsum.
Vorfreude auf den Moment des vermeint-
lichen Besitzes, der vermeintlichen Aner-
kennung, des eigenen Stolzes und der ein-
gebildeten Bewunderung. Der Vergleich
mit dem Anderen und die Bewertung von
allem sind Antrieb. Die Hoffnung, besser
zu leben als der Andere und die Angst,
schlechter zu leben als der Andere sind
ständige Begleiter. Konsum braucht Ver-
gleich, braucht Menschenmassen. Auf ei-
ner einsamen Insel würde der Wahnsinn
sofort auffliegen. In der Stadt hingegen
herrschen keine Naturgewalten, sondern
die Traumwelten, Phantasien und Illusio-
nen einer Beurteilungs- und Bewertungsgesellschaft.

Wer sind wir in der Masse? Wer sind wir
als Einzelne?

Ich bin einzeln, aber nicht allein. Gehöre
zur Gruppe aller Einzelnen und bin wie
alle anderen.

Ich bin schwer beschäftigte, von sich
selbst ablenkende, Einsamkeit. Je mehr
Menschen ich treffe, je mehr Termine
ich wahrnehme, umso stärker wird mein
Hunger nach Gemeinsamkeit. Welches
Gericht macht auf Dauer satt? Liebe? Mit-
gefühl? Dankbarkeit? Hingabe? Oder de-
ren Kehrseiten? Sind das die Münzen, mit
denen wir zahlen müssen? Soll ich den
Preis bezahlen? Es kostet mich die Selbst-
aufgabe. Was bleibt von mir, wenn ich
mein Selbst aufgabe?

Der Sturm und das Meer reißen die Kü-
ste hinfort, um woanders neues Land zu
schaffen. Das aufgegebene Selbst ver-
schwindet nicht, es erschafft neue Strän-
de, ein neues Leben, in Bewegung, in
Resonanz mit dem Wind und dem Meer,
ewiges Auf und Ab, harmonisch mit allem
verbunden, mit allem gemeinsam.

Das Gefühl zu leben entsteht durch be-
wusste Veränderung im Einklang mit al-
lem. Je mehr Veränderung, desto großar-
tiger und schöner der Klang.

Würde ich die neue Melodie des Lebens
spielen, würde ich mein Sein neu erschaf-
fen,

wäre Sturm,
wäre Fließen,
wäre glücklich,
wäre eins.

Bernd Strohmeier

- freischaffender Autor („Zusammen-
spiel“, „Der verborgene Tempel“) -

Fotografie: *Flemming Kilian*
- Bucerius Law School -



Lost

Going somewhere, not knowing where.
 Leaving home, turning homeless.
 Ending to start.
 Starting to find.
 Finding a place, coming home.

I can't find a place, where I want to stay.
 Finding that place, finally coming home.

Looking for something, not knowing what.
 Searching for answers, not knowing what to ask.
 Question the answer.
 Answer your request.
 Knowing the question, there are answers to get.

But I don't know the question to the answer I have.
 Who am I?
 I am me!
 But what does that mean?
 I am lost.

Isabelle Stein
 - Bucerius Law School -

Verblässende Verbindungen

Ein weiteres Kapitel aus dem bisher unveröffentlichten Roman unseres Autors
 (siehe auch PuG Nr. 18, S. 13)

Ich stieg die Treppen hinauf, der tiefrote Teppich unter meinen Schuhen, rau, kam vor der dunkelgrünen Tür zum Stehen, steckte den Schlüssel ins Schloss, drehte und trat durch die Schwelle. Es roch nach altem Rauch, so roch es immer hier. „Oma?“ rief ich. Keine Antwort. Sie hörte nicht mehr gut, trotz Hörgerät. Wahrscheinlich saß sie im Salon, sie saß jetzt nur noch im Salon. „Oma?“ rief ich nochmal. Stille. Nur das Gezwitscher der Vögel. Ich lief den Flur hinunter ans andere Ende der Wohnung. Als kleiner Junge war er mein liebster Ort, Bücherregale bis unter die Decke, Pflanzkübel wie im Gewächshaus und in der Mitte des Raumes zwei Ledersessel. Ich hatte dort Stunden verbracht, gedeckten Apfelkuchen gegessen. Oma saß versunken in einem der Sessel, der Körper klein und ausgemergelt, nicht mehr als ein Kinderleib. Auf dem Holztischchen daneben, ein überlaufender Aschenbecher. Ich wusste nicht, ob sie schlief oder tot war, ab einem bestimmten Alter rechnete man immer mit so etwas. Ich beugte mich hinunter und legte sanft meine Hand auf ihre Schulter.

„Oma?“
 Sie öffnete die Augen.
 „Walter? Walter, bist du es?“ fragte sie verwirrt.
 „Nein Oma, ich bin es“, sagte ich.
 „Walter, was machst du hier? Bist du schon zurück?“
 „Ich habe dir was zu essen mitgebracht, Oma.“
 „Mein Walter, du bist ein guter Junge.“

heroisch gestorben, aber der Tod ist nie heroisch, er ist entweder lang und quälend – die Regel – oder schnell und unerwartet – die Ausnahme. In diesem Fall die Ausnahme. Sie hatten seinen Jeep im Straßengraben gefunden, den Kopf auf dem Steuer abgelegt, so als hätte er sich nur kurz ausruhen wollen. Er war auf dem Weg von Luanda in irgendein Kaff, den Namen habe ich vergessen, aber das ist auch nicht wichtig. Es sollte sein letztes Projekt sein. Ich war in Berlin zu dem Zeitpunkt, die Semesterferien hatten gerade angefangen und Dan und ich wollten über Paris an die baskische Küste fahren und dann weiter bis Lissabon. Es sollte unser erstes großes Abenteuer werden, stattdessen klingelte es an der Tür, zwei betroffen aussehende Polizisten, einer jung, der andere alt, *es tut mir sehr Leid Ihnen das auf diese Weise mitteilen zu müssen. Ihr Vater ist auf dem Weg von Luanda nach wherever verstorben. Aneurysma, nichts mehr zu machen. Mein Beileid. Was für ein beschissener Sommer.*

„Walter, bist du schon zurück aus New York?“ Sie war irgendwo in einer Zeit gefangen, die zwanzig Jahre zurück lag. Sie zu korrigieren hatte keinen Zweck, aber es machte auch nichts, ich spielte die Rolle, scrollte durch die Zeit zurück zum ersten Track.

„Ja, gestern gelandet, New York im Sommer ist immer viel zu heiß. Komm, wir essen jetzt.“
 Wir saßen im Salon, umgeben von all den Büchern und Pflanzen und aßen.
 „Walter, wie geht es Elli? Streitet ihr noch?“ fragte sie.
 „Nein.“
 „Sehr gut, sehr gut. Ihr solltet nicht so viel streiten. Das ist nicht gut für das Kind.“
 Sie schob sich einen Löffel von dem Reisgericht, das Dan gestern Abend gekocht

Fortsetzung von Seite 13

hatte in den Mund. Ein Reiskorn blieb an ihrer vertrockneten Unterlippe kleben. „Oma schmeckt dir das Essen? Das ist koreanisch.“ „Ich weiß zwar nicht, was ich da esse, aber es schmeckt gut.“ Sie kaute. „Ein bisschen scharf vielleicht. Hör zu Walter, du musst diese Sache mit Elli in Ordnung bringen.“ Das Vergessen hatte mit Walters Tod begonnen. Erst unmerklich, dann immer schneller. Die Verbindungen lösten sich wie Maschen in einem Strickpulli. Am Anfang verwechselte sie mich nur, nicht schlimm, dann erkannte sie mich nicht mehr, das komme vor, meinte ihr Arzt, vollkommen normal, dann eines Tages, ohne jegliche Vorwarnung war ich nur noch Walter. „Walter, wann bist du aus New York zurückgekommen?“ fragte sie wieder. „Vor ein paar Tagen“, antwortete ich, eigentlich sinnlos, in ein paar Minuten würde sie die Antwort wieder vergessen haben. Sie blickte aus dem Fenster. Die Vögel zwitscherten noch immer, sonst war es still.

„Erzähl mir von Reval“, forderte ich sie auf. So sprach sie wenigstens von Dingen, die sie noch verstand. Oma war in Estland geboren, Tallinn oder Reval, wie sie es immer nannte, im Sommer 1929 oder 1930, das genaue Datum konnte ich mir nie merken. Ihre Mutter war Estin und ihr Vater gehörte der deutschen Minderheit der Stadt an. Oma hatte immer erzählt, wie mächtig stolz ihr Vater gewesen sei, Deutscher zu sein, auch wenn er nie einen Fuß nach Deutschland gesetzt hatte. Als Junge hatte er in der Armee des Zaren gedient. Ich musste an das Foto in der Paradeuniform denken, wie ein Karnevalskostüm, doppelte Knopfleiste, hohe schwarze Stiefel. Er war da jünger als ich, absurd. Als Oma zehn war, kamen die Sowjets. Die Familie musste abhauen, Vater, Mutter, Oma und ihr Bruder, heim ins Reich und so, man hätte auch sagen können heim in die Fremde, über Königsberg nach Berlin. Ihr älterer Bruder hieß auch Walter, vielleicht hieß auch schon ihr Vater Walter, aber das wusste ich nicht, er war auf jeden Fall im Feld gefallen, ohne einen einzigen Schuss abgefeuert zu haben, Blinddarmdurchbruch, nichts mehr zu machen, alles für diese schöne neue Heimat.

Oma erzählte, aber ich hörte nicht wirklich zu, ich kannte die Geschichten und in letzter Zeit erzählte sie dieselbe Geschichte immer und immer wieder, Wort für Wort wie eine gesprungene Schallplatte. Sie sprach von Menschen, die ich nur von Bildern kannte, schwarz und weiß, komische Frisuren wie in alten Filmaufnahmen. Alles nur ausgetrocknete Verbindungen.

Es war stickig im Salon, es roch nach altem Mensch, Büchern und Zigaretten. Ich war direkt nach der Arbeit hierhergekommen, trug noch meinen Anzug, meine Füße heiß und eingequetscht in den engen Lederschuh. Ich besuchte Oma zweimal die Woche. Immer montags und donnerstags. Von der Arbeit bis zu ihrer Wohnung waren es genau 30 Minuten, also innerhalb des Radius. Bis zu mir allerdings 45 Minuten, also außerhalb des Radius, denn Omas Wohnung lag genau auf der anderen Seite der Stadt, in Westberlin. Ich öffnete die Schnürsenkel, zog Schuhe und Socken aus, streckte meine Zehen, hängte mein Jackett über den Sessel, öffnete Hemd und Hose, zog sie aus, bis ich nichts mehr trug als meine weißen Boxershorts und T-Shirt. Es fühlte sich gut an.

Oma erzählte, ich goss die Pflanzen, eigentlich Aufgabe des Pflegers, die Blätter waren schon ganz braun und hingen, ein dunkler Schwarm Trauermücken erhob sich aus dem Kübel, als das Wasser auf die staubige Erde traf und flog davon in alle Richtungen. Ich öffnete die Tür zum Balkon. Abkühlung brachte das nicht. Dann zog ich meinen Bildschirm aus dem Jackett hervor und ließ mich in den weichen Ledersessel fallen.

+33 8531...
Coucou

Ich starrte auf den Bildschirm. Es musste sie sein. Wer würde mir sonst schreiben? Aber warum hatte sie solange gewartet? Und warum schrieb sie mir gerade jetzt? Ich musste an den Abend denken. Es kam mir alles so unwirklich vor, so wie man meint sich an seine Kindheit erinnern zu können oder an irgendeinen Zeitpunkt in der Vergangenheit, aber vielleicht erinnerte man sich gar nicht wirklich, sondern man erinnerte sich nur daran, dass man ein Foto gesehen hatte, einen zweidimensionalen Moment der Vergangenheit, stumm, festgehalten durch Farbpunkte, die der Geist zu einem Bild formte und mit anderen Erinnerungen verband, an Werbeclips von fröhlich herumtollenden Kindern, die auf einer Schaukel sitzen, Schokolade essen und an Erzählungen der Eltern, Großeltern und all den anderen Menschen, die sich meinen zu erinnern, aber am Ende auch nur vom Netz ihrer wechselseitigen Verbindungen beeinflusst sind. Alles nur Geschichten, nicht mehr.

Es musste sie sein. Foto. Schwarzweiß. Nur der Hinterkopf. Haare hochgebunden. Ein schlanker weißer Hals. In einen Spiegel schauend. Magritte oder so. Es musste sie sein. Ich tippte ein paar Wörter. *Marie?* Nein, zu hoffend. *C'est qui?* Zu Ernst. Ich entschied mich für *Madeleine?* Und wenn es nicht sie war? Es musste sie sein.

Ich musste an Antoinettes Worte denken, *this is going to be a good night, I can feel it*. Nachdem Laura die Treppen heruntergestürzt war, bin ich zurück in die Wohnung gewankt. Es war all hätten sich alle Shots und Stellas entschieden auf einmal ihre Wirkung zu entfalten, mich mit vereinten Kräften über den Rand zu stoßen, von dem Moment, wo man noch funktioniert und dem Moment, bei dem der präfrontale Cortex dir den Finger zeigt, die Verbindungen kappt und dich alleine lässt. Ich hatte nach Laura gesucht, manisch fast, aber die Wohnung war wie ein Labyrinth,

voller Räume, voller fremder Menschen, die alle dieses Mädchen kannten, die alle etwas von ihr wollten. Ich drückte Leiber zu Seite. Alles drehte sich. Exzessive Speichelproduktion. Saurer Geschmack im Mund. Wie ein Wunder fand ich die Toilettentür und entleerte Burger, 100 Prozent kontrollierte Zucht, in die vollgepisste Toilettenschüssel. Danach schleppte ich mich in ihr Zimmer, fiel in ihr Bett und schlief sofort ein. Was sie wohl von mir dachte? Wer war er? Der Deutsche aus Paris, der gar kein Deutscher war, dann diese Sache mit dem blonden Mädchen. Vielleicht dachte sie auch gar nichts, nur irgendein niemand, an einem Abend, im Sommer.

„Walter, hörst du mir überhaupt zu? Was machst du da eigentlich die ganze Zeit?“

Das letzte, was ich gehört hatte, war irgendwas von Onkel Carl und einem Ausflug ans Meer, aber ich konnte mich beim besten Willen nicht erinnern wer Onkel Carl war, aber das war auch egal.

„Was hast du von Onkel Carl erzählt?“ Sie ging nicht darauf ein. Wahrscheinlich hatte sie es schon wieder vergessen.

„Walter, hast du die Sache mit Elli geklärt? Es ist nicht gut, dass ihr ständig streitet! Ihr müsst an das Kind denken.“

„Alles ist gut Oma, alles ist gut.“ Ich drückte ihre Hand, hielt sie fest, die Haut dünn, die Finger knöchern.

Sie lehnte sich in ihren Sessel zurück und schloss die Augen.

Ich drückte auf senden. Jetzt nur Warten, ich hasste Warten. Antoine hatte nicht auf das Bild reagiert. Gesehen hatte er es. Egal. Paul war im Urlaub mit CK girl, Zion National Park, Fotos, Canyons und grüne Bäume, irgendwo in Utah.

Nachricht von Shahar.

Hey Idiot!

Grinsendes Smile.

Sababa. Was geht bei dir?

Haha! Sehr gut! Ich bin zuhause.

Mir ist langweilig.

Willst du vorbeikommen?

Zwinkerndes Smile

Ich hatte sie seit dem Abend in der Renate nicht mehr gesehen. Das war jetzt vier Tage her. Wir hatten Nachrichten hin und her geschossen. Sie war unglaublich witzig. Sie nannte mich *German Boy*, ich nannte sie *Commander Butt*. Ich mochte ihre freche Art. Vielleicht lernte man so etwas nur in der Armee, wenn man sich im Zustand der ständigen Bedrohung befand. Man vergaß die Angst, lebte mit ihr. Dieses Land hier war voll von Ängsten, die Angst nicht versichert zu sein, mit Fremden zu sprechen, im Bus zu laut zu sein, den falschen Job zu machen, die richtige Anrede zu verwenden, den Falschen zu vögeln, nicht mehr hip zu sein, im Weg zu stehen, etwas zu verpassen.

Kas siis selle maa keel, laulutuules ei vöi, taevani tõustes üles, igavikuu omale otsida, die Worte rissen mich aus meinen Gedanken. Ich verstand nichts, nur Töne, das Gezwitscher einer Irren. Das passierte in letzter Zeit immer häufiger. Ich konnte zusehen wie sie sich in jemanden anderes verwandelte, fast forward, Metamorphose im Zeitraffer.

„Was hast du gesagt Oma? Du weißt doch, ich spreche kein Estnisch.“ Sie fuhr fort, ohne zurück zu wechseln. Ich wusste noch nicht mal, ob sie mit mir sprach oder mit jemanden, der nicht mehr existierte.

Das ging noch eine ganze Weile so. Mal Pausen zwischen den Phrasen, als wartete sie auf eine Antwort, mal sprach sie schnell, mal langsam, in einem mir verborgenen Takt. Ich saß tief im Sessel versunken und starrte aus dem Fenster in den plastikblauen Himmel.

Eine Stunde später dann das Geklimper von Schlüsseln, das Drehen des Schlosses. Ihr Pfleger. Ich zog hastig meine Hose an und war gerade dabei mein Hemd zuzuknöpfen, als er den Salon betrat. Ich wies ihn auf die Pflanzen hin, dabei mochte ich es nicht anderen zu sagen, was sie zu tun hatten. Als ich mich verabschieden wollte, brach Oma in Tränen aus. Seitdem ich zurück war aus Paris, passierte das jetzt jedes Mal, es machte mich betroffen.

„Walter, verlass mich nicht“, wimmerte sie, die Worte kaum vernehmbar hinter der Wand aus Schluchzen.

„Ich bin bald wieder da“, sagte ich, „ich bin bald wieder da“, ihr Schluchzen erdrückte mich, „und du kannst mich jeder Zeit anrufen, das weißt du doch.“ Sie klammerte sich an meinen rechten Arm. Tränen liefen ihre Wangen herab. „Walter, verlass mich nicht“, sagte sie nochmal, aber diesmal mit weniger Kraft, fast nur noch ein Flüstern.

Ich umarmte ihren kleinen Körper, hielt sie bis das Schluchzen zu einem leisen Wimmern verebte. Dann löste ich mich sanft aus der Umklammerung, legte noch einmal meine Hand auf ihre Schultern und ließ sie zurück in ihrem Sessel. Sie sah mich gar nicht, starrte nur auf einen Punkt irgendwo draußen im Nichts. Es tat mir leid.

Sven-Erik Green

- Wissenschaftlicher Mitarbeiter einer
Wirtschaftskanzlei in Hamburg -

Sehnsucht

In einem Gedanken
verkrampft sich mein Herz.
Ich hab es verraten
in Kummer und Schmerz.

„Folg deinem Kopf,
die Liebe muss warten!“,
befiehlt das Gewissen
mir treuem Soldaten.

Hätt' ich den Befehl
über Handeln und Tun,
ich täte nicht zögern,
ich täte nicht ruh'n.

Ich würd' mich befreien
aus Fesseln und Not.
Nichts würd' mich mehr halten
schon bald wär' ich fort.

Nach dir würd' ich streben,
nach dir zög's mich hin.
hoffend, erwartend,
in naivem Leichtsin.

Mein einziger Kompass
wär'n Hoffnung und Mut.
Ich folgte dem Abhang
in rasendem Spurt.

Und ich weiß, noch im Rennen,
würd' ich stolpern und fall'n
mit Trän' in den Augen, hilflos,
am Boden, die Fäuste ball'n.

Fortsetzung von Seite 1

It's not just us as citizens who need to police our own thoughts. Policy makers need to be acutely aware of their own intellectual failings when drafting evidence-based policy. A wonderful description of the fallacies in human thought is contained in Daniel Kahneman's book 'Thinking Fast and Slow'. We are perfectly capable of having contradictory beliefs. For example in a 2015 survey by the Royal Society of Chemistry dihydrogen monoxide (dihydrogen monoxide = H₂O = water) was claimed to be less safe than water by those who claimed to know what it was. Water meanwhile was considered as both safe and natural by the same thing. This is part of a mental shortcut, centuries old, where 'natural' things are considered better than those that are man-made. The same study found that 41% of respondents believe natural chemicals are safer than man-made chemicals (with 15% of respondents answer-

ing that they 'don't know').

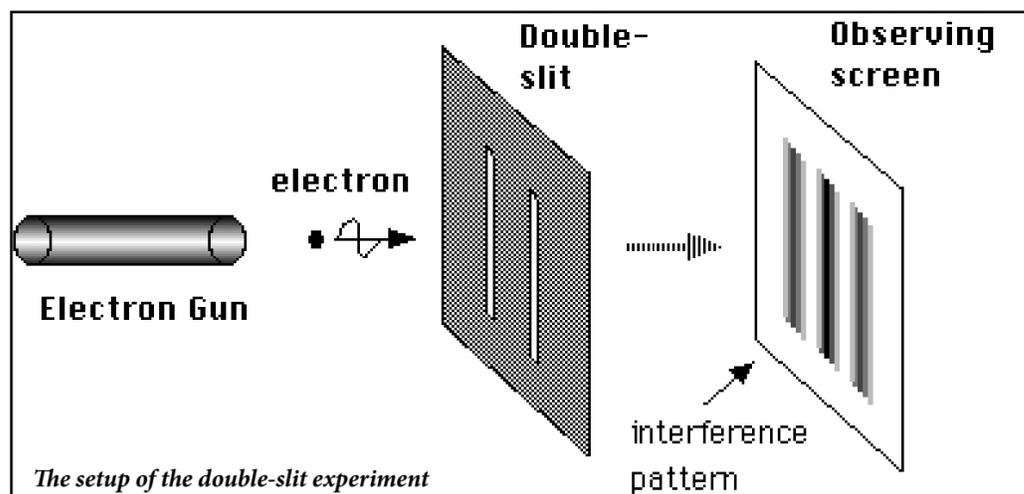
There is no objective difference between dihydrogen monoxide found in a laboratory and pure water. At a high dose both will kill you. In low doses both are necessary for life. The only difference between the two is their name which changes how we perceive them. Imagine what would happen if a suspicious and impetuous politician (of the kind that has proliferated lately) decided to outlaw 'dangerous chemicals' and asked for a database of the MSDS (materials safety data sheets, a document with legal requirements) of deadly chemicals. Dihydrogen monoxide would be on such a list and duly become an illegal substance. We would have a world in which water would be an illegal substance!

Such an example runs into the realm of farce; however it demonstrates an important point: while the public at large is generally aware of the effects of health, infrastructure and de-

fence policy on their daily lives; it would be relatively easy for politicians with little appreciation for things such as 'experts' to craft seemingly benign policy with disastrous consequences for the world at large. More importantly, this could happen with the world at large being unaware until too late. The current US government withdrawing from the Paris climate deal

continue feeding themselves while suffering from drought, for example. Of course there is also the scientific truth that agricultural seeds in use today can be considered 'genetically modified' since the agricultural revolution.

Living in truth



is an obvious example of scientifically illiterate policy with potentially disastrous consequences.

We are all liable to scientific inaccuracy. It is not the exclusive preserve of those who vote for populists. A common pastime among young liberals is to purchase organic produce in the belief that it is somehow superior. Scientifically this is bogus. There is no difference in nutritional value of organic vegetables compared to those grown using pesticides. In fact, in the case of GMO crops they are often engineered to have vastly superior nutritional value. People believe organic crops to be safer than their alternatives (natural vs man-made heuristic again). GMO crops are probably one of the best methods of feeding the population without destroying more rainforest to create agricultural land; and the only method to enable developing countries fighting the effects of climate change to

Where do we go from here? When the media we consume is polarised and the majority of scientific publications are impenetrable to the average reader how is it possible to ensure that our thinking reflects the world's realities as opposed to our ingrained biases? When what we believe to be a 'scientific' fact says more about our political beliefs than any knowledge of the natural world. As citizens being informed of the philosophy of the scientific process is perhaps the most useful tool we have in holding people to account. We need to develop the habit of questioning the information we are fed, and treat statements sceptically until investigation of their source. When someone presents you with a fact ask about its inherent assumptions and boundary conditions. Ask where the fact breaks down

– all scientists will be able to answer this question directly and completely; something no spokesperson of 'alternative truths' can. Remember you are biased and that not all plausible statements are truths, while many implausible statements are true. Correlation does not necessarily mean causation. Contradictory axioms are direct indications of falsehood. It is neither possible nor desirable for the world's population to be composed entirely of scientists; but it should be possible for everyone to recognise science and so render it useful to society as a whole.

Oonagh Mannix

- Doktorandin an der European Synchrotron Radiation Facility (ESRF), Grenoble (Frankreich) -

Inhalt der Ausgabe Nr. 19

INHALT

- 1 Spot the difference: truth or alternative truth?
Science in a post-truth world

GESELLSCHAFT

- 3 Die Geister, die wir riefen
Wie die „Flüchtlingskrise“ unsere Doppelmoral offenlegt
- 4 Künstliche Intelligenz, menschliche Ohnmacht
Wie wir mit K.I. unsere eigene M.I. wiederentdecken können
- 5 FeministIn sein, ist ein Auftrag
... und Gleichberechtigung kein Privileg der Frauen
- 6 Canada is Back!
(But not in Hamburg)
- 7 Tired of 4/4?
On the popularity of the 4/4-time signature in pop-music

POLITIK

- 9 Europa in der Krise?
Klagen auf hohem Niveau

- 10 The Myth of Macron and the Fate of Europe
Is it too soon to celebrate?
- 10 Early Elections in Austria
Testimony of a deeply divided society
- 11 Artificial Conflict
Keen to disrupt democracy
- 11 Trump and the American Left
Trump's win may be a chance for the left if it succeeds in reinventing itself.

KUNST

- 12 Der Sturm
- 13 Lost
- 13 Verblässende Verbindungen
Ein weiteres Kapitel aus dem bisher unveröffentlichten Roman unseres Autors
(siehe auch PuG Nr. 18, S. 13)
- 15 Sehnsucht